



Martinskloster

Wohn · Zeit · Raum



Die Zeitkapseln

studiwerk 



Martinskloster

Wohn · Zeit · Raum

Die Zeitkapseln



RheinlandPfalz

MINISTERIUM DER FINANZEN

Förderung durch das Land Rheinland-Pfalz

Das Projekt wird vom Land Rheinland-Pfalz mit Mitteln aus dem Förderprogramm „Experimenteller Wohnungs- und Städtebau (ExWoSt)“ anteilig gefördert.

Sehr geehrte Herren und Damen, liebe Leser und Leserinnen,

Rheinland-Pfalz ist ein Land mit reichem kulturellem Erbe und großem Innovationspotential. Das Studierendenwerk Trier verbindet beide Eigenschaften im Kulturprojekt „Wohn.Zeit.Raum“ zu einem stimmigen Ganzen. Auf innovative Art und Weise werden die Besonderheiten des Ortes mit zukunftsweisender Architektur und hoher Lebensqualität kombiniert. Der Ihnen vorliegende Katalog beruht auf Forschungsergebnissen zu fast 200 Artefakten des Kulturprojektes, die dank der intensiven Arbeit von Studierenden der Universität Trier nun präsentiert werden können. Ermöglicht wurde das baubegleitende Forschungsvorhaben durch Fördermittel des Landes aus dem Programm „Experimenteller Wohnungs- und Städtebau“.

Neben den vielen helfenden Händen gilt unser Dank vor allem dem Kustos der Graphischen Sammlung des Fachs Kunstgeschichte der Universität Trier, Dr. Stephan Brakensiek. Seit der ersten Stunde begleitet er das Projekt mit seiner wissenschaftlichen Expertise. Die sehr ansprechend aufbereitete Zusammenstellung verbindet die zukünftigen Bewohner und Bewohnerinnen des Trierer Martinsklosters sowie des „Haus am Baum“ in origineller Weise mit der ereignisreichen Geschichte dieser Orte. Darüber freuen wir uns sehr.

Wir danken allen Beteiligten für Ihren leidenschaftlichen Einsatz und wünschen allen Mietern und Mieterinnen viel Freude und spannende Einblicke bei der Betrachtung Ihrer Zeitkapseln!



Malu Dreyer
Ministerpräsidentin von Rheinland-Pfalz



Doris Ahnen
Staatsministerin der Finanzen



Malu Dreyer
Ministerpräsidentin von Rheinland-Pfalz



Doris Ahnen
Staatsministerin der Finanzen

„Auf eine perfekte Weise ist die Stadt Trier ein Museum.“

Damit ist nichts Neues gesagt. Ob sie die freundliche Vorder- oder die düstere Rückseite zeigt, sie ist auch reich an intellektuellen Schnörkeln, manchen Kapricen und Exkursen versehen, von Caesar Konstantin, der von 306 bis 316 von Trier das westliche Europa regierte, bis Karl Marx.“

(Walter Henkels, Karl Marx, eine Trierer Delikatesse, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 21.12. 1972.)

Gemeinhin werden Zeitkapseln mit der Grundsteinlegung eines neuen Gebäudes für die Nachwelt hinterlegt als ein Vermächtnis; sie sind Hinterlassenschaften der Gegenwart und Vergangenheit sowie Botschaft für die Zukunft.

Schon die mythenumwobene Gründungslegende des Martinsklosters lässt erahnen, dass Geschichte und ihren Relikten in dieser Stadt eine herausragende Bedeutung zugemessen wird. Die Zeitkapseln legen von dieser Wertschätzung Zeugnis ab. Nicht im Verborgenen, sondern prominent präsentiert für die jungen Bewohner des Hauses wird eine über 2000-jährige Historie anschaulich und begreifbar. Die Mischung macht den Reiz der Präsentation aus: Alltägliche Hinterlassenschaften finden sich in Nachbarschaft zu musealen Objekten, private Anschauung und öffentliche Verlautbarung ergänzen sich aufs engste. Es wird Bezug genommen zu wichtigen Epochen der Stadtgeschichte ebenso wie zu Besonderheiten des Benediktinerordens an diesem Ort und als Hort der Gelehrsamkeit. Dass Antike und frühes Christentum die Stadt bis heute prägen, ist schon bei einem Spaziergang durch Trier nicht zu übersehen; aber auch nachfolgende Epochen finden angemessene Beachtung in den Zeitkapseln: Kurfürstentum, französische Epoche, preußische Zeit, die Katastrophe zweier Weltkriege und die Stadt in der Nachkriegszeit und Gegenwart. Beim Betreten und Verlassen des Gebäudes durchqueren BesucherInnen und BewohnerInnen das Foyer, in dem ein taktiler Zeitstrahl, ein virtuelles Skriptorium, ein anmutiges Service der hiesigen Porzellanmanufaktur sowie dramatische Dialoge den Ort als einen historisch bedeutsamen erkennbar werden lassen.

Die umgebende Mosellandschaft als touristische Attraktion, die Nähe zu Luxemburg, Belgien und Frankreich, all das macht Trier zu einer Stadt mit internationalem Flair. Zum Selbstverständnis gehören die Hochschulen unbedingt dazu als Stätten der Innovation, Forschung und Kreativität. Studentisches Leben prägte über lange Phasen seit 1473 das städtische Leben. Mit dem Wohnbereich Martinskloster und dem Haus am Baum wird ein neues Kapitel studentischen Wohnens aufgeschlagen, Kulturdenkmal und Naturdenkmal gehen in einem zukunftsweisenden Gesamtkonzept eine völlig neue Verbindung ein. Die Geschichtsvergessenheit studentischer Wohnsilos der Vergangenheit wird abgelöst durch ein Konzept, das Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit aufs anschaulichste verbindet.



Dr. Elisabeth Dühr
Direktorin Stadtmuseum Simeonstift Trier
Vorsitzende Museumsverband Rheinland-Pfalz

Vorwort

Fünf Köpfe, ein Baum – Die Verwaltungsratsperspektive



Das Projekt „Haus am Baum“ war und ist – insbesondere in der Kombination mit der Generalsanierung des Martinsklosters – auch für den Verwaltungsrat des Studiwerkes Trier eine Herausforderung. So ist es Aufgabe dieses Gremiums, die Arbeit der Geschäftsführung kritisch, konstruktiv und kompetent zu begleiten und wichtige Weichenstellungen vorzunehmen. Gestatten Sie mir als ehemaligem Vorsitzenden des Gremiums daher, einige Meilensteine des Wohn-Projektes und die im Verwaltungsrat (kurz: VWR) dafür verantwortlichen Köpfe kurz Revue passieren zu lassen.

Professor Kihm bringt im Rahmen der obligatorischen Projekt- und Finanzplanung im Oktober 2011 die Frage auf, ob angesichts der Brandschutzanforderungen und des (auch) dadurch notwendigen Sanierungsbedarfs ein Neubau des Studierendenwohnheims „Haus am Baum“ bei gleichzeitiger Generalsanierung des historischen Martinsklosters nicht die wirtschaftlichste Lösung sei – diese Frage wird Ende 2011 von Architektenseite bejaht. Die sich anschließenden Abstimmungen mit der Stadt ziehen sich bis Ende 2015, dann kann der grundsätzliche Beschluss für einen Neubau in Holzhybridbauweise gefasst werden. Ende 2015 scheidet Herr Professor Kihm aus dem VWR aus.

Seine Nachfolgerin im Amt, Frau Professor Möller, kann im Dezember 2016 noch nicht auf eine positiv beschiedene Bauvoranfrage zurückgreifen, es erfolgt aber der Beschluss, das Projekt im freihändigen Vergabeverfahren weiterzubetreiben. Das Planungsteam bewerkstelligt die notwendigen Vorarbeiten, um GU-Ausschreibung, Abrissbeauftragung und Baugenehmigungsverfahren schnellstmöglich einzuleiten. Im Laufe dieser Arbeiten stellt sich heraus, dass die angestrebte (Teil-)Finanzierung durch die ISB an die Durchführung eines europaweiten Wettbewerbes geknüpft ist. Der Beschluss hierzu – der die bisherigen Vorplanungen weitestgehend obsolet macht – ergeht im März 2018.

Im November 2018 liegt dem VWR unter der zwischenzeitlichen Leitung von Herrn Professor Künkler nun die positiv beschiedene Bauvoranfrage vor und das Planungsbüro Stein-Hemmes-Wirtz geht als Sieger aus dem Gestaltungswettbewerb hervor.

Ich hatte die Ehre, dieses Projekt von Anfang 2019 bis Ende 2021 als Vorsitzender des VWR in seiner „heißen Phase“ zu begleiten und die für ein solches Millionen-Projekt nicht unüblichen kleineren und größeren Schwierigkeiten mit dem Gremium bewältigen zu helfen. Dabei bewährte sich die umsichtige Arbeit des Geschäftsführers, der mit Herrn Hardt (Projektsteuerer), Herrn Hemmes (Baudokumentation und -überwachung) und dem Generalunternehmer Weiler-Bau ein schlagkräftiges Team rekrutieren konnte, um die anspruchsvollen Planungs- und Bautätigkeiten zu stemmen. Dass Corona alle Beteiligten vor besondere Herausforderungen gestellt hat, die diese mit Bravour gemeistert haben, soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden.

Seit 2022 sieht der VWR unter der Leitung von Herrn Professor te Heesen der Vollendung der Bauarbeiten entgegen.

Wenn die Studierenden zum Wintersemester 2022/23 nun die neuen Räumlichkeiten beziehen können, finden sie ein wirkliches Wohlfühlpaket vor. Nicht nur, dass die Zimmer hohen, wenn nichts höchsten Ansprüchen an Wohnqualität gerecht werden, auch ist es dem Geschäftsführer Andreas Wagner gelungen, die Besonderheiten des Ortes zu erhalten und zu gestalterischen Highlights des Ensembles zu machen. Natürlich blieb das Naturdenkmal in Form der namensgebenden jahrhundertealten Blutbuche unversehrt (was das Bauen nicht gerade vereinfacht hat), auch wurden zahlreiche Artefakte des historischen Martinsklosters gesichert und – kunsthistorisch kommentiert – im Haus ausgestellt, ergänzt um weitere historische Kleinode, die in Form von Zeitkapseln die Historie des Ortes und der Stadt Trier nachzeichnen.

Ich kann daher den künftigen Studierenden, die in diesen Räumlichkeiten ihre Studienzeit verbringen dürfen, ein in vielerlei Hinsicht anregendes Ambiente versprechen, in dem sie ihre Studien in einem historisch wertvollen und überaus kreativ und liebevoll eingerichteten Umfeld betreiben können. Möge es ihre Studien beflügeln.

Es war mir eine Ehre, am Gelingen dieses Vorzeigeprojektes „Haus am Baum / Martinskloster“ mitwirken zu dürfen.

Prof. Dr. Matthias Wolz im Juni 2022

Vorwort

Am Areal des Martinsklosters in Trier lässt sich nachvollziehen, was Nachhaltigkeit bedeuten kann: Es hat eine lange, gut dokumentierte Baugeschichte, die gesichert bis ins frühe Mittelalter zurückreicht. Nicht zuletzt seit den Grabungen der Landesarchäologie zur Vorbereitung der Arbeiten am neuen Studierendenwohnheim wissen wir, was in Trier nicht überraschen kann: Die Römer waren vorher auch schon da. Wo vor fast zweitausend Jahren auf einer Insel an einem Seitenarm der Mosel Boote mit Getreide für die Bewohner der Stadt entladen wurden, stand später eine mittelalterliche Klosteranlage. Von dieser ist das stadtbildprägende Wohngebäude entlang der Moseluferstraße verblieben, das auch heute noch genutzt wird. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich das äußere Erscheinungsbild und einzelne Nutzungen zwar immer wieder geändert, doch immer war das Ensemble belebt, bewohnt und nachhaltig in Gebrauch: bis heute und durch das neue „Haus am Baum“ auch in absehbarer Zukunft.

Das städtebauliche Konzept sah vor, das neue Studierendenwohnheim im „Fußabdruck“ der früheren Bebauung zu errichten und damit den Charakter des Ensembles wieder zu beleben, welches sich um einen attraktiven Innenhof mit einem der schönsten Bäume der Stadt gruppierte: Einer imposanten Blutbuche, die wohl schon einige Jahrhunderte Trierer Stadtgeschichte miterlebt hat. Dieses Naturdenkmal prägt das Gesamtbild so dominant, dass der Arbeitstitel „Haus am Baum“ sich für das neue Gebäude geradezu aufdrängte.

Der Neubau nimmt die Baufluchten der ehemaligen Klosterkirche entlang der Ausoniusstraße und des früheren Kreuzgangs mit Dormitorium auf. Die Gebäudehöhen sind dem bestehenden, das Gesamtbild prägenden und denkmalgeschützten Altbau angepasst und sorgen für eine behutsame städtebauliche Einbindung. Der attraktive Innenhof, eine grüne Oase rund um den Baum, wurde rund erneuert und bleibt in seiner Funktion erhalten. Was dem Ensemble früher fehlte, ein einladender Eingang mit Orientierung zur Stadt, wurde neu geschaffen und bildet nicht nur den ersten Anlauf- und Orientierungspunkt für Besucher, sondern bietet auch den Platz für das Foyer-Museum, das auf vielfältige Weise über die wechselvolle Geschichte des Ortes Zeugnis ablegt. In dezentraler Form setzt sich die Ausstellung mittels einer Zeitkapsel in jede einzelne „Studibude“ fort.

Mit dem „Haus am Baum“ wurden 110 barrierefreie Studierenden-Appartments geschaffen. 12 davon sind darüber hinaus rollstuhlgerecht gestaltet. Das großzügige, zweigeschossige Foyer, die Flure und die verglasten Gemeinschaftsräume in den Obergeschossen, „Etagiers“ genannt, orientieren sich zum Innenhof und inszenieren den Baum zu jeder Jahreszeit als zentralen Blickfang.

Das „Haus am Baum“ wurde in einer Holz-Hybridbauweise errichtet, das heißt in einer gemischten Bauweise mit Außenwänden in Holztafelbauweise und Decken als Holz-Betonverbund, zum Teil mit sichtbaren Holz-Deckenuntersichten. Damit werden die Vorteile des zeitgemäßen Holzbaus, insbesondere die Verwendung eines nachwachsenden, natürlichen Baumaterials, mit den Vorteilen des Betonbaus, wie zum Beispiel effizienten Lösungen von Brandschutz- und Schallschutzanforderungen, verbunden. Der hohe Vorfertigungsgrad wirkte sich, im Anschluss an eine ausführliche und gewissenhafte Planungsphase aller Beteiligten, positiv auf die Bauzeit aus. Aufmerksame Beobachter könnten darüber gestaunt haben, wie schnell das Gebäude vor Ort tatsächlich in die Höhe wuchs. Das Holzcluster Rheinland-Pfalz unterstützte die innovative und nachhaltige Bauweise mit einer Förderung von 100.000 €.

Energetisch wurde das Gebäude im hochwertigen KfW 40-Standard konzipiert. Die neue Heizzentrale, die im Kern aus einem Blockheizkraftwerk besteht, versorgt auch den parallel modernisierten Klosterbau. Die der Sonne zugewandten Dachflächen wurden großflächig mit Photovoltaikanlagen ausgestattet. Für die kontrollierte Lüftung der Räume sorgen dezentrale Lüftungsgeräte, die Energieersparnis mit frischer Luft und „guter Atmosphäre“ in allen Räumen verbindet; eine Luft-Wasserwärmepumpe rundet das komplexe Energiesystem ab.

Zu guter Letzt werden nicht nur für die zweibeinigen, sondern auch für die geflügelten Bewohner des Martinsklosters einige neue „Appartements“ geschaffen: Nistkästen für Zaunkönig, Amsel und Co werden rund um den Baum an der Fassade angeordnet und bieten diesen einen neuen Wohnort an bester Adresse.

Wir hoffen, mit einer Architektur, die Bezug zur baulichen Vergangenheit aufnimmt und gleichzeitig nachhaltig in die Zukunft weist, einen angemessenen Rahmen nicht nur für das Leben der Studierenden, sondern auch für die spannende Ausstellung geschaffen zu haben.

Unser herzlicher Dank gilt allen, die an dieser Aufgabe tatkräftig und kooperativ mitgewirkt haben.

Thomas Hemmes
Architekten Stein Hemmes Wirtz



Duo-Editorial zum Artefakte-Katalog und dem Haus-am-Baum-Foyer

Liebe Leserinnen und Leser, liebe Besucherinnen und Besucher,

das Haus am Baum ist kein Museum; gleiches gilt für das generalsanierte Martinskloster. Beides sind Wohnanlagen für Studierende. Ihr vornehmstes Ziel ist es jungen Menschen ein sorgenfreies Studium zu ermöglichen – zumindest was die Sorge um das Dach über dem Kopf betrifft...

Das alte und das neue Haus können dies wohl zu Recht für sich beanspruchen. Sie bieten ihren Bewohnerinnen und Bewohnern preiswerte Unterkünfte, die sich um einen Innenhof gruppieren, der wohl zu den schönsten Stadt-Oasen Triers zählt. Die Appartements im Kloster und die im Holz-Hybrid-Bau haben jeweils ihren ganz eigenen Charme: Hier historisch-kultig, dort avantgarde-bequem. Egal ob links oder rechts vom Baumdenkmal: Die Studibuden sind optimal zum „leben – lesen – lachen“.

Was beide Gebäude zusätzlich vereint, ist eine besondere Zeitkapsel in jedem einzelnen Zimmer. Darin enthalten jeweils ein Artefakt, das in weiterer oder engerer Verbindung zu den 1.900 Jahren Orts-Geschichte(n) steht – jenes Ortes am Trierer Moselufer, vis-a-vis der Pferde-Insel, der nachweislich seit der frühen Römerzeit ununterbrochen wohnlich genutzt wird.

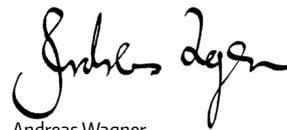
Und weil die Dinge eben doch nicht selbst oder wenn nur zu einigen wenigen Insidern „sprechen“, „übersetzt“ eine kunstvolle Illustrierung zu jedem einzelnen Artefakt auf der Innenseite der jeweiligen Wohnungstür, was es darüber zu berichten gibt – ergänzt um einige immer wissenswerte und manchmal amüsante, oft erstaunliche historische Fakten oder Anekdoten. Diese fast 200 „Berichte“ wurden über viele Jahre von einigen Generationen von Kunstgeschichte-Studierenden unter der Leitung von Dr. Brakensiek zusammengetragen und schlussendlich im vorliegenden doppelbändigen Katalog

versammelt. Es haben also Studis für Studis Einblicke in die sonst wohl verborgen gebliebene Geschichte geöffnet und auf vorliegende laien- und lesefreundliche Art dokumentiert.

Diesen Gedanken greift der zentrale Ausstellungsraum im Haupteingang der Wohnanlage nahtlos auf und präsentiert als „Foyer-Museum“ weitere erlebenswerte Artefakte sowie das ein oder andere Informationsmedium.

So gesehen sind das Haus am Baum und das Martinskloster dann doch vielleicht auch ein wenig ein Museum.

Ich freue mich Sie als LeserIn dieses untypischen Kataloges und als BesucherIn dieses außergewöhnlichen Ortes begrüßen zu können. Lesen und schauen Sie herein – Sie sind herzlich willkommen!



Andreas Wagner
Geschäftsführer, Co-Autor und Bauherr



Ein Dank von A bis Z

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

ein Jahrzehnt Planungs- und Bauphase unseres Doppelbauprojektes auf dem Klostergelände am Moselufer bedeuten auch 10 Jahre Unterstützung, Zusammenarbeit und Hilfe von einer Vielzahl von engagierten Menschen.

Daher an dieser Stelle der Versuch den vielen WohltäterInnen den geschuldeten Dank dafür in alphabetischer Reihenfolge abzustatten. Wie wohl ich befürchte, dass die oder der ein oder andere AkteurIn mir doch im Laufe der Zeit entfallen sein könnte, was ich sehr bedauere.

Daher vorab den hier unbenannten FreundInnen und Freunden vom „Haus am Baum“ und der Generalsanierung des Martinsklosters ein herzliches Dankeschön!

A Ahnen, Doris

(Finanzministerin, Rheinland-Pfalz)

Unserer Finanzministerin gebührt stellvertretend für das Land Rheinland-Pfalz Dank für die finanzielle Unterstützung unserer beiden Bauprojekte in Form der ISB-Darlehen, der gewährten Fördermittel aus dem experimentellen Wohnung- und Städtebau (ExWoSt) und den Zuschuss des Holzclusters Rheinland-Pfalz.

B Billen, Manfred

(Leiter Rechnungswesen, Studiwerk Trier)

Mein langjähriger, geschätzter Vertreter hat in sehr früher Phase die Zahlen für dieses Millionenprojekt in der für ihn typischen ebenso souveränen wie entspannten Manier „geebnet“.

Bockius, Ronald, Dr.

(Hauptkonservator und Leiter des Kompetenzbereichs Antike Schifffahrt, Römerschiffmuseum Mainz)

Zu unserer großen Freude erhielten wir dank der Vermittlung des Trierer Römerschiff-Forschers Prof. Schäfer von Dr. Bockius ein Römerschiff-Artefakt aus dem Mainzer Spezialmuseum, das die Brücke zum römischen Hafen vis-a-vis des römischen Vorgängerbaus des Klosters schlägt.

Böcking, Konrad

(Baumschutz)

Renitente Baggerfahrer und ignorante Monteure machten die prägende Erfahrung des furchtlosen Auftretens unseres engagierten Baumschützers. Wer in der Hektik des Baualltags unserer Rotbuche zu nahe kam, wurde so schnell und wirksam in die Schranken verwiesen. Baum und Bauherr danken dafür.

Brakensiek, Stephan, Dr.

(Kustos der Graphischen Sammlung der Universität Trier)

Ohne seine vieljährige, engagierte Projektbegleitung und -entwicklung wäre unser Modellprojekt der kulturell künstlerischen Vermittlungsarbeit „Wohn.Zeit.Raum“ nicht möglich gewesen. Sein fachlicher und kreativer Input und das Betreuen der vielen Katalog-Redakteurinnen waren sehr hilfreich; hart an der Sache ausgefochtene Meinungsverschiedenheiten inklusive.

C Clemens, Lukas, Prof.

(Fachbereich Geschichte, Universität Trier)

Alleine erleben zu dürfen, mit welcher Expertise und Leichtigkeit er uns bei der Bestimmung der lokalen Artefakte zur Hand ging, wäre einen großen Dank wert. Die daraus resultierenden wichtigen Inputs für unsere Katalogtexte sind es allemal.

D Dinkheller, Jürgen

(Geschäftsführender Gesellschafter, Baugrundinstitut Franke-Meißner)

Als uns die Menge und die Vielzahl der Altlasten im Abbruchgebäude des Vorgängerbaus vom Haus am Baum über den Kopf zu wachsen drohten, nahte mit ihm (und seinem Kollegen Clemens Herbst) unverzichtbare Rat und Hilfe herbei; was uns wieder „auf die Spur“ brachte und den erfolgreichen Abriss ermöglichte.

Dühr, Elisabeth, Dr.

(Direktorin des Stadtmuseums Simeonstift Trier, Vorsitzende des rheinland-pfälzischen Museumverbandes und Mitglied im Verwaltungsrat des Studiwerks)

Kaum jemand hat in so vielfältigen Funktionen und unterschiedlicher Art und Weise die Baumaßnahmen und das Kulturprojekt ebenso wohlwollend wie engagiert begleitet. Ihre beherzte Projektunterstützung als Gremiumsmitglied, Türöffnerin, Vorwort-Autorin und vielem anderen mehr gipfelt in der Überlassung eines atemberaubend schönen Porzellanservice aus der Manufaktur des Martinsklosters als Dauerleihgabe.

Dunkel, Dagmar, Dr.

(Anwältin, ELC-Rechtsanwälte)

Durchweg „unfallfrei“ abgewickelte, komplexe Vergabeverfahren – teilweise in Millionenhöhe – legen ein beredtes Zeugnis der anwaltlichen Expertise ab.

E Embach, Michael, Prof. Dr.

(Ltd. Direktor der Wissenschaftlichen Bibliothek und des Stadtarchivs Trier)

Unser langjähriger DiMiDo-Partner öffnete uns die Türen zum Allerheiligsten des Stadtarchivs, präsentierte mehr als tausend Jahre alte Schätze der ottonischen Buchkunst, die dereinst im Skriptorium des Martinsklosters erschaffen wurden und ermöglichte uns die Erstellung und Weitergabe der Digitalisate.

F Fugger von dem Rech, Simone, Dr.

(Trierer Stadtarchivarin)

Dank ihrer zupackenden Unterstützung konnten wir unter anderem vollständig in die jüngere Baugeschichte des Kloster eintauchen und so auch das Geheimnis des Erkers lüften.

Frey, Andrea, Dr.

(Leiterin Investitions- und Strukturbank Rheinland-Pfalz)

Die intensive Zusammenarbeit mit ihr und ihren KollegInnen bei der Zusammenstellung der durchaus anspruchsvollen Antragsunterlagen und die anschließende Kooperation rund um den Vertragsabschluss der ISB-Baukredite waren von großer Freundlichkeit und Unterstützungsbereitschaft geprägt; dafür danken wir vielmals.

G Götz, Tobias

(Geschäftsführer der Pirmin Junk Deutschland GmbH)

Sein außergewöhnlich profunder Sach- und Fachverstand rund um die Fragen der Holzkonstruktion waren für die Planung des „Haus am Baum“ ein ganz entscheidender Erfolgsfaktor. Die Auszeichnung des Holzcluster Rheinland-Pfalz für „seine“ Deckenkonstruktion bestätigt die Qualität dieser Expertise.

H Hardt, Peter

(Mit-Inhaber des Architekturbüros Weltzel und Hardt und Doppel-Projektsteuerer)

Ohne diesen Mann der ersten Stunde wäre der erfolgreiche Abschluss der beiden Großbauprojekte nicht gelungen. Ruhig, versiert, effizient und mit komplett lösungsorientiertem Pragmatismus ausgestattet, war er dem Bauherrn stets zur Stelle, besonders dann, wenn „Not am Mann“ war. Dabei war ihm wiederum seine rechte Hand, Thorsten Schreiber, in jeder Weise als Frontmann an der Baustelle ebenbürtig.

Haubrich, Uwe

(Abrissunternehmer)

Unerschütterlich und allen Schadstoffen zum Trotz wurde der 70er Jahre Bau durch ihn fachgerecht und resolut in seine Bestandteile zerlegt bzw. final zu Schotter vermahlen und als Drainagematerial für den Neubau vor Ort und Stelle recycelt.

Hemmes, Thomas

(Mit-Inhaber Architekturbüro Stein-Hemmes-Wirtz)

Im Anschluss an die planerische Meisterarbeit seines Kollegen Hans-Josef Stein übernahm er das Zepter der Planer vor Ort an der Baustelle und absolvierte die „künstlerische Bauleitung“ (ja, das ist tatsächlich der Fachbegriff dafür) durchaus zupackend und ungekünstelt, um im professionell-fairen Miteinander mit unserem Generalunternehmer das Beste für das Haus an der Baustelle herauszuholen. Seine präzisen und informativen Baustellenbegehungsberichte suchen ihresgleichen.

Heß, Thomas

(Umweltministerium Rheinland-Pfalz, Referat Erneuerbare Energien, Cluster Forst und Holz)

Es ist durchaus nicht üblich und deswegen umso bemerkenswerter mit wie viel Herzblut und Umsetzungswille sich ein Landesbediensteter für ein Förderprojekt begeistern kann – so wird dann ein sonst üblicher Weise eher zäh und nervenaufreibender Antragsprozess zum wertschätzenden Miteinander.

Hoffmann, Corinna

(Design-Studentin der Hochschule Trier)

Die alte Managerweisheit „Talent zeigt sich früh“ hat wohl selten so gut gepasst, wie in diesem Fall. Noch mitten im Studium stehend hat Frau Hoffmann mit zielsicherer und gradliniger Konzeption dem Design vom Haus am Baum das sympathische und signifikante Gesicht gegeben. Das nebenher noch eine kleine und überaus feine Briefmarkenserie entstand, war für die angehende Design-Könerin dann eher auch so etwas wie eine Fingerübung.

Hupe, Joachim, Dr.

(Direktion Landesarchäologie, Leiter der Außenstelle)

Es war ein von einer gemeinsamen archäologischen Neugier getragenes Miteinander, das in dieser Qualität wohl sein Gleiches sucht und durch ein beständiges gemeinsames Suchen und Finden von Lösungen geprägt war. Die profunden Beiträge von Dr. Hupe zu diesem Katalog sind darüber hinaus ein wertvolles Geschenk für unser Projekt.

I Ignatius, Maaß

(Abt des Benediktinerklosters St. Matthias in Trier)

Von Herzen Danke für das benediktinische Löffel-Artefakt aus dem Kloster St. Matthias und die Segenswünsche.

K Kolz, Johannes

(Comic-Künstler, Autor, Agentur-Inhaber)

Zu den Dingen, die man sich nicht wirklich kaufen kann, gehören wohl die in Kür-Manier entstandenen graphische Beiträge des omni-begabten Trierer Comic-Künstlers. Der in unserem Fall einen bislang gänzlich unbekannt und abgründig originell-komischen Blick auf das (aller) erste Zusammentreffen des heiligen Martins mit dem frierenden Bettler wirft...

Kolz, Paula, Dr.

(Trier Tourismus und Marketing GmbH, Marketing)

Mit ihr gelingt das Ausspinnen und Fortentwickeln von Ideen und Konzepten ebenso quantensprungartig wie mühelos. Das Foyer-Museum hat ihren Beiträgen bzgl. seiner Barrierefreiheit einiges zu verdanken.

Kühn, Andreas

(Referent Bauen + Wohnen, Finanzministerium)

Sein Entgegenkommen, Verständnis und Wohlwollen vereinfachten die Abwicklung des ISB-Darlehens und der ExWoSt-Förderung spürbar; vielen Dank dafür.

L Langner, Manfred

(Intendant Theater Trier)

Seine einladende Bereitschaft uns bei der Produktion der „dramatischen Monologe“ umfassend zu unterstützen, machte die Umsetzung dieses Projekt erst möglich und zeigt, wie weit Di-Mi-Do-Kooperationswille führen kann.

Ledwig, Christopher, Prof. Dipl. Des.

(Fachrichtungsleiter Kommunikationsdesign Hochschule Trier)

Hätte uns das am Ende der Baumaßnahme leider „auf Kante genähte“ Sanierungsgeschehen nicht einen Strich durch die sehr kreativen und kunstvollen Gedanken gemacht, hätten wir das Kloster in nie dagewesen Art und Weis illuminiert. Was aber meinen Dank für die grandiose Vorarbeit in keiner Weise schmälert; wer weiß was daraus noch wird ;-)

Leienhecker, Helmut

(Trierer, Autor, Schauspieler, Künstler)

Ob vor dem Greenscreen im Studiokeller des Stadtheaters in seiner Rolle als Schankwirt oder als Autor des wie immer feinsinnigen und originellen Trierisch-Gedicht zum Martinskloster, Helmut Leienhecker ist immer auf dem Punkt, immer unverwechselbar und immer herzerwärmend. Dafür Dir, lieber Helmut: Vile Merci!

M Mayer, Katja

(Abteilungsleiterin Zentrale Vergabe, Studiwerk)

Wie wohl aus guten Gründen davon abgeraten wird im vollen Galopp umzusatteln, absolvierte Frau Mayer das Manöver (als wir an dieser Stelle raschen Ersatz brauchten) völlig fehlerlos und stand mir als Bauherr über viele Monate in der „wildesten“ Projektphase souverän zur Seite; nicht ohne ihre sonstigen Aufgaben ebenfalls zu erledigen. Diese Einsatz- und Leistungsbereitschaft verdient ein ausdrückliches Lob an dieser Stelle.

Mentges, Michael

(Sicherheits- und GESundheitsKOordination)

Quasi permanente Baustellenpräsenz, klare und lösungsorientierte Begehungsprotokolle, respektierter Projektbeteiligter, das sind die Eigenschaften, die Herrn Mentges als SIGEKO kenn- und auszeichneten.

Müller, Phillip Matthias

(Theater Trier, Dramaturgie, stellv. Leitung Schauspiel)

Bei Dir, lieber Philip, waren meine Texte der dramatischen Monologe in den allerbesten Händen. Wie Du die Dreharbeiten, Maske, Kostüm und das Briefing der Akteure orchestriert, verdient ein wirklich dickes Lob.

Müller, Arndt

(Vorstand, Stadtwerke Trier)

Wenn tausende Tonnen Bauschutt binnen Tagesfrist ein „Asyl“ benötigen, weil sonst der Abriss stockt, ist es gut mit Arndt Müller jemand auf seiner Kontaktliste zu haben, der auf Lösung programmiert ist. Er und sein Kollege Christian Reichert organisierten in Windeseile eine günstig gelegene Industriebrache, auf der unser Bauschutt einige Tage geparkt werden konnte und somit der fristgemäße Abbruch möglich wurde. Besenreine Rückgabe inklusive; ist doch Ehrensache.

Müller-Hüsgen, Rosemarie

(Katalog-Autorin, Projektdokumentation Wohn.Zeit.Raum)

Unser Kulturprojekt profierte in vielfacher Weise von ihrer Projekt-Verbundenheit und großen Berufs- und Lebenserfahrung.

N Neubert, Rainer

(Trierischer Volksfreund, Redakteur)

Dass die Berichterstattung der Trierer Lokalzeitung über unser Doppelbauprojekt rückblickend einem bebilderten Bautagebuch gleicht, verdanken wir seiner sachverständigen redaktionellen Begleitung gepaart mit einer großen Projekt-Affinität.

Nöhl, Markus

(Stadt Trier, Kulturdezernent)

Ob Gestaltungswettbewerb oder Club Jona, der ehemalige Trierer Uni-Student und heutige Dezernent steht unserem Großbauprojekt treu und tatkräftig zur Seite.

P Pohlmeier, Hannsjörg

(Holzbau-Cluster Rheinland-Pfalz)

Unsere gemeinsame Leidenschaft für den Idealbaustoff Holz bildet die Basis für ein wirklich jederzeit bereicherndes und angenehmes Miteinander; unbezahlbare Ratschläge eines Holzbau-Verstehers par excellence inklusive.

R Reinart, Bettina

(Abteilungsleiterin Wohnen, Studiwerk)

Ich kenne niemanden, der das studentische Wohnen in so vielschichtiger und tiefgehender Art und Weise durchdrungen hat, wie Kollegin Reinart. Entsprechend wertvoll waren ihre ungezählten Beiträge zu unserem Großbauprojekt, das übrigens nur wegen ihrer klugen Weitsicht zum parallelen Doppelprojekt wurde, weil sie sehr frühzeitig die Vorteile einer parallelen Bearbeitung gesehen hat – auch wenn die Latte dadurch sportlich hoch gelegt wurde.

Roderich, Klaus

(Aufsichts- und Dienstleistungsdirektion Trier)

Die Gelassenheit mit der er unsere (coronabedingten) Aufschübe der ExWoSt-Antragsunterlagen positiv beschieden hat, ist dankenswert.

Roman-Müller, Horst, Prof. Dipl-Ing

(Wettbewerb-Berater)

Seine Unterstützung und Zuarbeit war insbesondere beim europaweiten Architektenwettbewerb inklusive vorgeschalteter Präqualifikation absolut notwendig zum fehlerfreien Gelingen dieser langwierigen und von Formalien gespickten Prozeduren, die letztendlich auch dank seines Zutuns völlig fehler- und einspruchsfrei über die Bühne gingen.

Rudek, Samira

(Studentin der Kunstgeschichte, Universität Trier)

Stellvertretend für die vielen Katalogautorinnen vor ihr (ja, das studentische Redaktionsteam war eine reine Frauen-Angelegenheit) danke ich für die Recherche- und Textarbeit, aus der im Wesentlichen der vorliegende Katalog resultiert.

S Sommer-Radke, Silvia

(Fachanwältin für Bau- und Architektenrecht, König Rechtsanwälte)

Immer wenn es an der Baustelle „juristisch“ wurde, war Frau Sommer-Radke in Windeseile zur Stelle und brachte sich versachlichend und lösungsorientiert ein und half manch drohende Klippe unfallfrei zu umsegeln.

Schneider, Ingo, Diplom-Designer (FH)

(Marco Nottar Werbeagentur)

Sein „Federstrich“ durchweht das Bauprojekt in Gänze. Ob Video-Animation, ob Zeitstrahl oder Kapsel-Gestaltung, Ingo Schneider hat auch bei diesem Projekt seine Klasse bewiesen und dem Studiwerk ein weiteres Mal eine unverwechselbare, klare und sympathische Optik verpasst. Seine Artefakte-Illustrationen dürfen als Krönung seines bisherigen Schaffens gelten; das – mein lieber Ingo – ist ein wahrer Geniestreich geworden.

T Teuber, Sven

(Mitglied im Trierer Stadtrat und im Mainzer Landtag)

In seiner Doppelrolle passte er hervorragend zu unserer Doppelbaustelle und zeichnete sich durch eine konstante und interessierte Begleitung des Vorhabens aus, was regelmäßig in der Vermittlung von hilfreichen Kontakten bzw. Herbeiführung von Lösungen mündete.

Thull, Andreas

(Fotograf der Kunstgeschichte, Universität Trier)

Sein professioneller Blick (durch die Linse) auf die Dinge sorgt für die gleichbleibende und einladende Ästhetik der Artefakte-Fotos dieses Kataloges.

W Wachten, Kunibert, Prof.

(Vorsitzender der Jury des Architekturwettbewerbes für das „Haus am Baum“)

Einen kompletten Tag arbeitete die breit und kompetent besetzte Jury unter seiner souveränen und zurückhaltenden Leitung die Wettbewerbsbeiträge im großen Saal der Werkkunstschule objektiv und systematisch durch, um dann am Ende auch dank seiner klugen Argumentation einen – wie wir heute ganz genau wissen – rundum gelungenen Entwurf auf das Schild zu heben.

Weishaar, Manfred

(NABU Region Trier)

Dafür, dass die befiederten Mitbewohner im Innenhof des Martinsklosters ebenfalls eine adäquate Bleibe finden, sorgte die passgenaue Nistkastenberatung von Herrn Weishaar, für die ich herzlich danke.

Wolz, Matthias, Prof. Dr rer pol

(Inhaber des Lehrstuhls für Rechnungswesen und Wirtschaftsprüfung an der Universität Trier und Vorsitzender des Verwaltungsrats des Studierendenwerkes 2018 bis 2022)

Welch eine schöne Fügung, dass es in seinem Fall zum vielzitierten „last but not least“ kommt. Die Schlachten, die ich als bauverantwortlicher Geschäftsführer mit ihm an meiner Seite, während der schweißtreibenden Phase des Doppelbauprojektes, gefochten und überstanden habe, sind ungezählt. Wir hatten in diesen zahlreichen, spielentscheidenden Momenten auch weder Nerv noch Zeit an deren Dokumentation zu denken. Hauptsache uns beide verbindet die Erinnerung an jede einzelne. Darum, Dir lieber Matthias, an dieser Stelle mein abschließender und tief empfundener Dank für eine Ehrenamtsleistung, die weit über das hinausgeht, was an mancher Stelle hauptberuflich geleistet wird. Du hast Dich in außergewöhnlicher Weise um die Generalsanierung des Martinsklosters und den Neubau vom Haus am Baum verdient gemacht.

Trier, im Juni 2022

Andreas Wagner
Geschäftsführer

Das Martinskloster

Ein kurzer Streifzug durch seine Geschichte und Erforschung

Dr. Joachim Hupe

Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz
Direktion Landesarchäologie, Außenstelle Trier
Rheinisches Landesmuseum Trier



Abb. 1 Abtei St. Martin, Ansicht von Westen. Ölgemälde eines unbekanntes Künstlers, wohl um 1800. Rheinisches Landesmuseum Trier, Inv. 1979,9 (Foto: Th. Zühmer, RLM Trier).

Topographie des Fundplatzes

Wer heute an der verkehrsreichen Moseluferstraße steht und auf den historischen Flügel des Studentenwohnheims „Martinskloster“ blickt, dem wird es schwerfallen, sich vorzustellen, dass sich an diesem Ort einmal eine altherwürdige Klosteranlage befand. Die ehemalige Abtei St. Martin, eine der vier Benediktinerabteien Triers, durchlebte eine rund 1200 Jahre währende, überaus wechselvolle Geschichte.

Ein Ölgemälde aus der Zeit um 1800 [Abb. 1] zeigt den vor der Stadtmauer gelegenen Klosterkomplex von Westen kurz vor dem Abbruch. Das Bild dominiert der stattliche Westflügel mit seiner zur Mosel gerichteten Schauseite, der 1626 in den Bauformen der Spätrenaissance errichtet worden war. Es ist der einzige Gebäudeteil, der dem Abbruch 1804 im Zuge der Säkularisation der geistlichen Besitztümer entgangen ist. An der Südseite befand sich die dreischiffige Klosterkirche mit zwei flankierenden Türmen an der Chorseite. Bei genauerer Betrachtung des Gemäldes findet man direkt rechts neben der Kirche die noch heute markante Kreuzigungsgruppe angedeutet. Diese Gruppe war 1498 von Adelheid von Besselich, der großen Gönnerin der trierischen Kirchen, dem Martinskloster gestiftet worden. Das spätgotische Original des Kalvarienberges überdauerte die Wirren der französischen Besetzungen Triers weitgehend unbeschadet und wurde erst 1968 durch die heutige Kopie ersetzt (Original zurzeit in der Kirche St. Paulus).

An die Nordseite der Kirche schloss sich der Kreuzgang mit den dahinterliegenden zweigeschossigen Konvents- und Klausurgebäuden an. Im Bereich der offenen Hof-

fläche, des Kreuzganggartens, steht heute eine prächtige Blutbuche. Das Alter dieses als Naturdenkmal eingestuftes Baumes wird von Experten auf etwa 200 Jahre beziffert. Er fehlt auf dem Gemälde, ebenso wie auf anderen Ansichten des Klosters aus der Zeit um 1800. Nördlich an den Kreuzgang grenzte ein weiterer Hof, der Wirtschaftshof der Abtei, mit den im Bildhintergrund sichtbaren Ökonomiegebäuden. Die Innenhoffläche des heutigen Studentenwohnheims entspricht etwa derjenigen der beiden vormaligen Hofareale der Abtei.

Der Abtei vorgelagert war die sog. Martinsmühle. Die 1463 als Steinbau mit zwei Türmen von der Stadt Trier errichtete Mühle wurde 1876 mit Ausnahme des Untergeschosses niedergelegt. Ihr Unterbau ist heute von der mehrspurigen Moseluferstraße überdeckt.

An der Südseite der Kirche bewegt sich ein Pferdefuhrwerk auf einer Chaussee in Richtung auf ein im Bildhintergrund erkennbares Stadttor zu, das als „Martinspforte“ bereits für das 13. Jahrhundert urkundlich belegt ist. Der dargestellten Wegführung folgt etwa die heutige Ausoniusstraße. An der Moselseite ist ein kleiner Durchlass in der Ufermauer erkennbar. Über diese sog. Wasserpforte gelangte man ans Moselufer und die vorgelagerte Mühle.

Südlich der Chaussee schloss sich, von einer Mauer umgrenzt, der parkähnlich angelegte Klostergarten von St. Martin an. Er erstreckte sich vom Moselufer bis an die Stadtmauer.

Die Anfänge von Kirche und Kloster in der schriftlichen Überlieferung

Die Ursprünge der Klosterniederlassung liegen im Dunkel einer legendenhaften hagiographischen Überlieferung: Die eigene Tradition des Klosters, die allerdings erst für das Jahr 1514 schriftlich bezeugt ist, führt die Kirchengründung auf den hl. Martin, Bischof von Tours (gest. 397 n. Chr.), und damit in spätrömische Zeit, zurück. Der hl. Martin habe demnach bei einem Aufenthalt in Trier (385 n. Chr.) auf dem Anwesen des Prokonsuls Tetradius, dem späteren Ort des Martinsklosters, eine Heiligkreuzkirche geweiht. Tetradius hatte zuvor - unter dem Eindruck der wundersamen Heilung seines Dieners (minister) durch den Heiligen - sein vor der Stadt gelegenes Haus dem hl. Martin übergeben, das daraufhin in eine Kirche umgewandelt worden sei.

Der Glaubwürdigkeit der späten Klostertradition steht jedoch entgegen, dass der spätantike Biograph des hl. Martin, Sulpicius Severus (um 363-420/25 n. Chr.), als Zeitgenosse, der den Bischof zudem persönlich kannte, zwar die Heilung des Sklaven im Haus des *vir proconsularis* Tetradius schildert (Sulp. Sev. 17,1-4), aber von einer Kirchengründung nichts weiß. Überdies fehlt jeglicher Hinweis, wo das Haus (*domus*) des Tetradius in der Stadt Trier gelegen hat.

Auf festeren Grund treten wir erst mit der Überlieferung zum Trierer Bischof Magnerich (566 bis nach 587 n. Chr.): Magnerich, ein großer Verehrer des hl. Martin von Tours, habe an der Stelle der inzwischen verfallenen Heiligkreuzkirche eine Martinskirche gegründet. In dieser Kirche sei Magnerich später auch beigesetzt worden. Dies berichten Eberwin, Abt von St. Martin, in seiner um 1018-1036 niedergeschriebenen Vita des Magnerich und in modifizierter Form auch spätere Quellen.

Die außerstädtische Lage der Kirche lässt vermuten, dass mit der Kirchengründung auch die Ansiedlung einer Klerikergemeinschaft verbunden war. Spätestens für das 9. Jahrhundert ist im Kloster St. Martin ein Mönchskonvent nach den Regeln des hl. Benedikt von Nursia anzunehmen, das als etablierte Benediktinerabtei im 10. Jahrhundert in der urkundlichen Überlieferung klarere Konturen gewinnt.

In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts erfolgt ein offenbar grundlegender Neubau der Klosterkirche nach einem Brand. Die Arbeiten dürften mit einer urkundlich belegten Altarweihe in der Krypta durch Erzbischof Egilbert 1097 n. Chr. ihren Abschluss erfahren haben. Diese Kirche des 11. Jahrhunderts ist im Kern der dreischiffige Bau, der auf bildlichen Darstellungen der frühen Neuzeit und als flüchtiger Grundriss auf einem französischen Kupferstich vom Ende des 17. Jahrhunderts dokumentiert ist.

Die Wurzeln des Martinsklosters aus archäologischer Sicht

Friedrich Kutzbach (1873-1942), der sich als Stadtkonservator um die Denkmalpflege in Trier hochverdient gemacht hat, leistete auch in St. Martin Pionierarbeit. 1934 führte er erste Sondagen im Bereich der abgebrochenen Klosterkirche durch. Auf der Basis der Ergebnisse und unter Heranziehung bildlicher Quellen der frühen Neuzeit legte er einen ersten Rekonstruktionsplan der Kirche des 11. Jahrhunderts vor. Bei seinen Schürfgrabungen stieß er am westlichen Ende des nördlichen Seitenschiffs auf Bestattungen in spätrömischen Sandsteinsarkophagen. Schon Kutzbach erkannte, dass diese Sarkophage im Kircheninneren ein abgebrochenes älteres Gebäude überlagerten. Der betreffende Bereich wurde 1943 etwas großflächiger aufgedeckt, als ein Außenzugang in den historischen Keller unter dem Kloster-Westflügel geschaffen wurde, um diesen als Luftschutzkeller herzurichten. Die begleitenden Grabungen des Rheinischen Landesmuseums ließen erkennen, dass sich unter dem nördlichen Seitenschiff und dem Hauptschiff der romanischen Kirche Mauerreste eines spätantiken Gebäudes (spätes 3.-4. Jh. n. Chr.) erstreckten. Erfasst wurde ein in Nord-Süd-Richtung etwa 8 m breiter Raum, dessen Länge nach Westen unbekannt ist. In einer zweiten Bauphase war das Mauerwerk des spätrömischen Gebäudes niedergelegt worden, mit Ausnahme der Nordmauer, die nach Osten verlängert und später in den romanischen Kirchenbau einbezogen wurde. Mit dem Umbau ging eine Nutzung als Bestattungsplatz einher: Es wurden spätrömische Sarkophage eingebracht, in denen in der Folgezeit immer wieder Bestattungen vorgenommen wurden. Womöglich setzte dieser Prozess schon an der Wende vom 4. zum 5. Jahrhundert ein, wie der Fund einer kerbschnittverzierten Schnalle in einem der Gräber nahelegt. Das Terrain diente fortan einer spätantik-früh-



Abb. 2 Kirche St. Martin. Vierpassfibel des 7. Jahrhunderts. Bronze, Goldblech mit Einlagen aus Glas, Perlen und Perlmutterscheiben. Die Gewandspange stammt aus dem Grab eines Kindes, das einen Goldohrring trug und in einem golddurchwirkten Mantel beigesetzt wurde. Rheinisches Landesmuseum Trier, Inv. 1943,4a (Foto: Th. Zühmer, RLM Trier).

mittelalterlichen städtischen Oberschicht als Begräbnisstätte [Abb. 2].

Der Archäologe Kurt Böhner (1914-2007), der die Grabungsergebnisse 1949 vorlegte, deutete die spätantiken Baureste als Teile einer suburbanen, also vorstädtischen Villa. Den Grabungsbefund verknüpfte er mit der Klostertradition der Tetradius-Schenkung und folgerte, dass die Überlieferung von der Umwandlung eines Wohnhauses in eine Kirche an der Wende vom 4. zum 5. Jahrhundert einen historischen Kern berge. Spätere Autoren folgten seiner Deutung.

Diese Sichtweise wurde allerdings in jüngerer Zeit vom trierischen Bistumsarchäologen Winfried Weber in Frage gestellt. Weber machte darauf aufmerksam, dass bei den Grabungen von 1943 für das spätantike Gebäude kein Estrich nachgewiesen wurde. Ihm zufolge seien die Baureste nicht als Teil eines Wohngebäudes, sondern eher als Coemeterialbau, das heißt als spätantike Begräbnishalle, vergleichbar der Anlage unter St. Maximin, anzusehen.

Bau des Studentenwohnheims „Martinsklster“

1971-73

Die Frage nach der Existenz einer villa suburbana und das Problem einer mutmaßlich spätantik-frühchristlichen Kirchengründung hätten wahrscheinlich abschließend geklärt werden können, wenn die Errichtung eines Studentenwohnheims auf dem Areal des ehemaligen Martinsklster zu Beginn der 1970er Jahre systematisch archäologisch begleitet worden wäre. Die umfangreichen Bauausschachtungen für die Keller des Neubaus erfolgten nahezu ohne Beteiligung der Archäologen des Rheinischen Landesmuseums Trier.

Einzig der Städtischen Denkmalpflege in der Person von Rainer Thelen werden wichtige bauhistorische Beobachtungen zur Abteikirche und den Klostergebäuden verdankt. So konnte Thelen unter anderem nachweisen, dass die romanische Kirche des 11. Jahrhunderts mit einer kreuzförmigen Krypta ausgestattet gewesen war.

Archäologische Grabungen im Vorfeld des Wohnheimneubaus 2021

Die Entscheidung, das bisherige Wohnheim nach rund 50 Jahren durch einen Neubau zu ersetzen, bedingte präventive Ausgrabungen auf dem Gelände, die von der Trägerin der Baumaßnahme, dem Studierendenwerk Trier, gefördert wurden. Es war geplant, das neue Wohnheim weitgehend auf der Fläche des unterkellerten Vorgängerbaus zu errichten. Lediglich an der Südseite sollte der Neubau gegenüber dem Grundriss des Altbaus vortreten.

Die archäologischen Untersuchungen erfolgten in zwei Abschnitten: einem ersten Abschnitt von September bis November 2019 vor Beginn der Abrissarbeiten und einem zweiten von November 2020 bis Februar 2021 nach erfolgter Niederlegung des Studentenheims. Durch die Kelleranlagen des Wohnheims waren weite Bereiche der Klosterkirche und der anschließenden Klostergebäude in den frühen 1970er Jahren zerstört worden. Einzig das südliche Seitenschiff der Kirche, das außerhalb der Wohnheimsfläche lag, und der westliche Teil des Hauptschiffs, in dem das Wohnheim weniger tief in den Boden eingegriffen hatte, wurden unter besseren Erhaltungsbedingungen vorgefunden.

zenem Besatz beigesetzt worden. Daneben bot die Klosterkirche jedoch auch Raum für die Bestattung von Laien, wie unter anderem am Grab eines Kleinkindes ablesbar war. Des Weiteren wurde im Außengelände des Klosters, östlich der Kirchenapsis, ein Friedhof nachgewiesen.

Für die Frage der Ursprünge und der Vorgängerbebauung am Ort des Martinsklsters konnten wichtige Erkenntnisse gewonnen werden [Abb. 3]: Unter den Fundamenten des südlichen Seitenschiffs der romanischen Kirche des 11. Jahrhunderts wurden römische Mauern eines größeren Gebäudes nachgewiesen, von dem Reste eines Korridors und eines Kellers aufgedeckt wurden. Das zugehörige Fundmaterial (Keramik, Lampen, Fibel u.a.) weist darauf hin, dass die Siedlungsaktivitäten mindestens bis in die Zeit um 100 n. Chr. zurückreichten. Sie belegen nunmehr eindeutig die Existenz einer vorstädtischen Villa am Ort des späteren Martinsklsters – und dies bereits vor dem um 170 n. Chr. erfolgten Bau der römischen Stadtmauer. Die ungewöhnliche Lage dieser Villa im direkten Vorfeld des befestigten römischen Stadtareals wird dadurch verständlicher, dass zum Zeitpunkt ihrer Errichtung die besiedelte Stadfläche noch nicht so weit nach Norden gereicht hat.

Die Orientierung des Gebäudes weicht gegenüber der romanischen Kirche und dem nördlich gelegenen spätantiken Bau etwas ab. Es gehörte offensichtlich zu einer älteren Phase der römischen Villenanlage, ohne baulichen Bezug zur spätantik-frühmittelalterlichen Kirchengründung.

Im Rahmen der Grabungen des ersten Bauabschnittes von 2019 konnten im Südschiff der romanischen Kirche verschiedene frühneuzeitliche Umbauten festgestellt werden. Hierzu gehörte die Einrichtung einer kleinen Kapelle mit einem Außenzugang von der Südseite, für die der Kirchenfußboden auf Souterrainniveau abgesenkt worden war. Im Bereich der Ostapsis des Seitenschiffs [Abb. 4] wurden noch Reste eines kloster-



Abb. 3 Kirche St. Martin (Grabung 2020-21). Blick nach Osten durch das südliche Seitenschiff mit einem wiederverwendeten römischen Sandsteinsarkophag im Vordergrund. Zwischen den Kirchenmauern und von diesen überlagert sind die Grundmauern eines römischen Gebäudes mit abweichender Orientierung zu erkennen (Foto: E. Glansdorp. RLM Trier, Digi-EV 2019,292/176).



Abb. 4 Kirche St. Martin (Grabung 2019). Apsisbereich des südlichen Seitenschiffs mit angebaute Sakristei (Foto: Th. Jürgens. RLM Trier, Digi-EV 2019,292/66).

Im Kircheninneren konnten noch 11 klosterzeitliche Bestattungen in Originallage dokumentiert werden. Zwei von ihnen waren in wiederverwendeten spätrömischen Sandsteinsarkophagen, weitere in Holzsärgen beigesetzt worden. Zudem wurden Gräber mit gemauerten Grabeinfassungen angetroffen. Bei den Bestatteten dürfte es sich zum großen Teil um Geistliche des Klosters gehandelt haben. So war ein Verstorbener mit einem Rosenkranz in Händen, ein weiterer in einem liturgischen Gewand mit bron-

zeitlichen Bodenbelages aus Sandsteinplatten und eine einfache Sockelmalerei aus dunklen, rosaroten und hellen Feldern festgestellt. Zur letzten, barockzeitlichen Ausstattung der Kirche hatte schließlich ein Stuckköpfchen eines kleinen Puttos [Abb. 5] gehört, das aus dem Trümmerschutt im Apsidenraum geborgen werden konnte.

Das Schicksal der Abtei in der frühen Neuzeit

In der schon erwähnten Urkunde von 1097 n. Chr. hatte Erzbischof Egilbert (1079-1101) dem Martinskloster das Wasserrecht auf der Mosel verliehen, wodurch alle vor der Abtei bestehenden oder künftig neu errichteten Mühlen zinspflichtig wurden. Diese Einkünfte trugen zu einer gewissen Stabilisierung der wirtschaftlichen Verhältnisse bei, änderten aber nichts an der Tatsache, dass St. Martin stets eine kleine Abtei (abbatiola) mit eher bescheidenem Grundbesitz blieb. In der Rangfolge der vier Trierer Benediktinerabteien nahm sie den letzten Platz hinter St. Maximin, St. Matthias und St. Marien ein.

Hierüber kann auch die Errichtung des repräsentativen Westflügels im Jahr 1626 unter dem Abt Franz Holzer (1621-1652) nicht hinwegtäuschen. Das mit der Front zur Mosel gerichtete Bauwerk der Spätrenaissance wurde 1735 unter Abt Benedikt Henn (1701-1747) an der Nordseite durch Anbau eines Nordflügels verlängert. Beide Flügel sind heute in das Wohnheim integriert.

Die strategische Lage an der Mosel, im direkten Vorfeld der Stadtbefestigung, sollte sich für die Abtei verhängnisvoll auswirken. In den Wirren der Eroberungskriege des französischen Sonnenkönigs Ludwig XIV. und seines Nachfolgers wurden die Abteigebäude in den Zeiten französischer Besetzung der Stadt zwischen 1673 und 1736 allein viermal, jeweils für mehrere Jahre vom Militär beschlagnahmt, die Mönche vertrieben, die Kirchengüter verwüstet. Glück im Unglück - St. Martin entging der planmäßigen Zerstörung durch die Franzosen im Jahr 1674, der andere nördlich vor der Stadt gelegene Klöster, die Abtei St. Maximin und das Stift St. Paulin, zum Opfer fielen. In den Abteigebäuden wurde eine Garnison stationiert, zu deren Schutz die Franzosen umfangreiche Festungswerke anlegen ließen. Mehrere zeit-

genössische Pläne zeigen das „Fort St. Martin“, das mit Erdwerken, Gräben und sternförmigen Geschützbastionen umgeben ist [Abb. 6]. Man mag sich vorstellen, welches Bild der Verwüstung sich den rückkehrenden Mönchen nach Abzug der Franzosen in den militärisch genutzten Klostergebäuden geboten hat.

Mit der allgemeinen Einziehung der kirchlichen Besitztümer durch den französischen Staat wurde 1802 auch die Abtei St. Martin aufgelöst. Bei ihrer Aufhebung bewohnten noch sechs Mönche das Kloster. Nur zwei Jahre später machte man sich daran, die Klosterkirche und den Großteil der Klostergebäude, mit Ausnahme der heute noch stehenden Gebäudeflügel, niederzureißen. In der ehemaligen Krypta der Kirche wurde 1807 der Brennofen einer Porzellanmanufaktur eingerichtet, die am Ort des früheren Martinsklosters mit zeitlichen Unterbrechungen bis 1823 tätig war.



Abb. 5 Kirche St. Martin. Kopf eines kindlichen Engels (H. 16 cm), Stuckrelief mit Farbbrechen. Rheinisches Landesmuseum Trier, EV 2019,292 FNr. 26 (Foto: Th. Jürgens. RLM Trier, Digi-EV 2019,292/50).

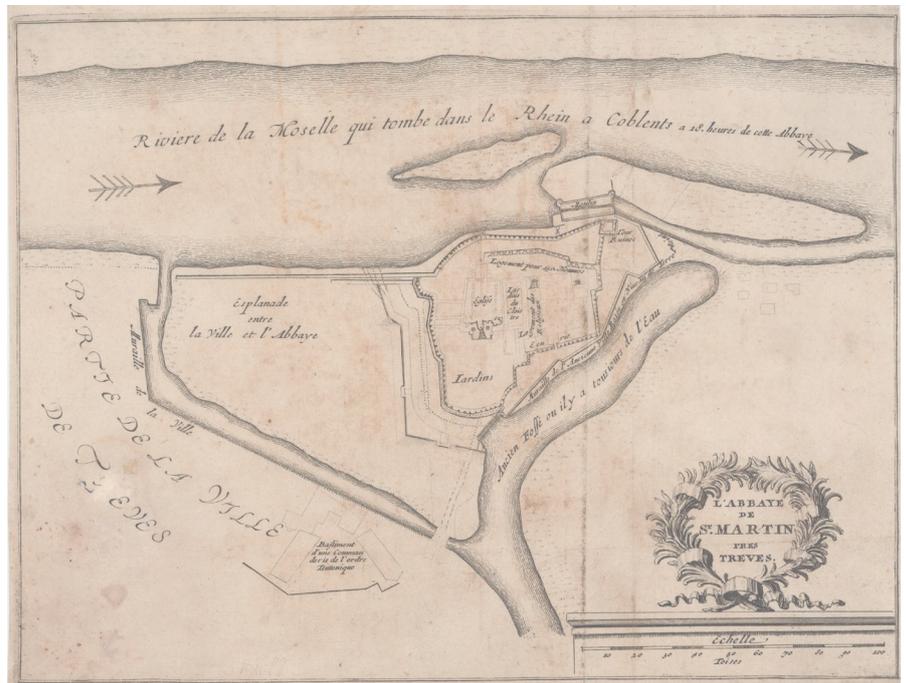


Abb. 6 Abtei St. Martin als bastioniertes Fort. Nachstich nach einer Vorlage von Nicolas de Fer, spätes 17. Jahrhundert. Rheinisches Landesmuseum Trier, EV 1970,24.

Die Artefakte

Das Gebet ist der Schlüssel für den Morgen und der Türriegel für den Abend

Das Leben der Mönche in St. Martin verlief zumeist in stiller Besinnung oder Arbeit. Eine im wahrsten Sinne des Wortes klangvolle Ausnahme bildete dazu das Stundengebet, bei dem melodische Antwortgesänge, sogenannte Antiphonen, die Stille für kurze Zeit unterbrechen. Auf der hier zu sehenden Seite aus einem Antiphonar ist nicht nur der zu singende Text festgehalten. Unmittelbar darüber ist deutlich eine grafische Notation zu erkennen, bei der es sich um eine Vorgängerform der heutigen Notenschrift handelt. Es ist eine sogenannte Quadratnotation. Sie verdankt ihren Namen der vorwiegend quadratischen Form der Notenzeichen durch die Benutzung von Federkielen bei ihrer Niederschrift. Die Melodie ist auf vier horizontalen Neumenlinien festgehalten und wird von links nach rechts gesungen. Bei zwei übereinanderstehenden Quadraten handelt es sich nicht um eine zweistimmige Melodie – wie man vielleicht vermuten könnte –, sondern um die Festlegung einer Reihenfolge: Der untere Ton wird zuerst gesungen. Die Mönche stimmten so entweder den Einzugspsalm an (Introitus), wiederholten ihn mehrmals wie eine Hymne oder begleiteten ihn melodisch ohne Text (Communio). Die Antiphonen dienten also der vereinten Antwort der Hörenden auf die Ansprache des Priesters oder Abtes. Daher auch ihr griechischer Name, der so viel wie »entgegentönend« bedeutet. Das Antiphonar, aus dem die zu sehende Pergamentseite stammt, unterscheidet sich vom persönlichen Stundenbuch eines einzelnen Mönchs durch sein Format und die reiche Gestaltung. Da beim Gottesdienst meist nur an jeder Seite des Chores eines dieser Gesangsbücher aufgeschlagen aufgestellt wurde, mussten Schrift und Notation groß genug geschrieben sein, damit sie für mehrere Personen gleichzeitig lesbar waren. Die Benediktiner, so auch die im Martinskloster ansässigen Mönche, verwendeten und verwenden bis heute ausschließlich ihr ordenseigenes Antiphonar, das »antiphonale monasticum«.



Antiphonar -
Lateinische Handschrift
auf Pergament
Datierung: um 1520

Kriegerische Präzision

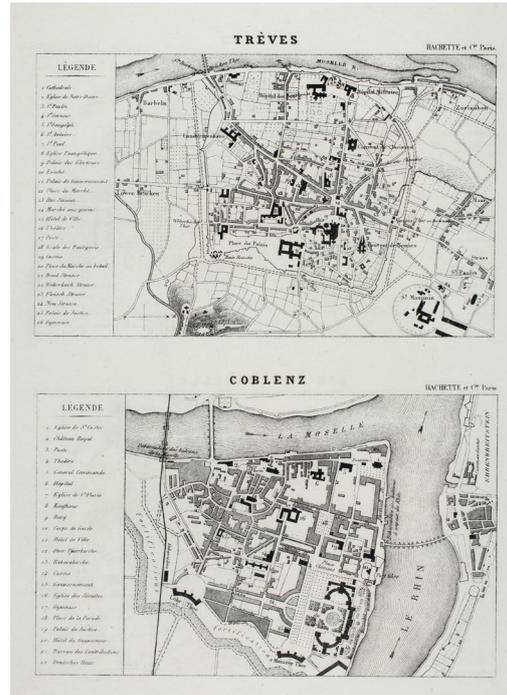
Was auf den ersten Blick wie eine harmlose Luftansicht Triers erscheint, ist tatsächlich eine Aufnahme des Gebiets zur Vorbereitung eines Bombenangriffs, der am 24. Dezember 1944 stattfinden sollte und wohl auf die im Bild gut sichtbare Kaiser-Wilhelm-Brücke abzielte, deren Schatten sich klar auf der Mosel abzeichnet. Auch das nahegelegene Klostergelände ist im Bild erfasst. Nachdem die Stadt Trier in den ersten Kriegsjahren des Zweiten Weltkriegs kaum Schäden oder Angriffe erlitten hatte, begannen ab dem Frühling 1944 heftige Luftangriffe durch die Alliierten. Seit dem 6. Dezember wurden bereits Maßnahmen zur Evakuierung der Stadtbevölkerung ergriffen. Lediglich Polizisten, Feuerwehrleute, Mitarbeiter der Bahn, Post und Stadtverwaltung sowie Krankenhaus- und Militärpersonal waren aufgefordert, vor Ort zu bleiben. Es widersetzten sich jedoch auch mehrere hundert Zivilpersonen dieser Anordnung und blieben in ihren Häusern. Das Leben der verbliebenen Trierer muss sich wegen der Sicherheitsvorkehrungen zu großen Teilen unterirdisch, in Kellern oder Bunkern, abgespielt haben, denn die feindlichen Flieger warfen fast täglich Bomben auf das Trierer Stadtgebiet. Auch die Kellerräume des ehemaligen Martinsklosters dienten ab 1943 als Luftschutzkeller. Die Luftangriffe richteten sich zunächst auf umliegende Bahnhöfe, um den Eisenbahnverkehrsknotenpunkt Trier mit Verbindungen nach Saarbrücken, Luxemburg und in den Großraum Koblenz/Köln lahmzulegen. Um Weihnachten 1944 kam es schließlich zu den schwersten Bombenangriffen auf den Innenstadtbereich, denen eine Luftaufklärung vorausging, aus deren Kontext das gezeigte Bild stammt. Das Klostergelände selbst wurde nie bombardiert.



WWII US AAF
Luftbild von Trier
Datierung: 1944

Man verläuft sich ja sooo schnell

Mehr noch als heute spiegelte der Aufbau einer Stadt in der Frühen Neuzeit ihre Infrastruktur und damit die Lebensqualität für ihre Bürger wider. Eine Stadt mit guter Befestigung bot den Bewohnern Sicherheit vor Angreifern, ein eigener Markt bot ihnen zusätzliche Möglichkeiten und Freiheiten und ein effektives Wasserversorgungsnetz schützte vor gefährlichen Epidemien. Gut aufgestellte und organisierte Städte zogen seit dem 16. Jahrhundert mehr und mehr Menschen an, so dass die Einwohnerzahlen einiger exponentiell anstiegen und sich diese Orte zu kulturellen und sozialen Ballungszentren entwickelten. Dieser Trend war in Trier leider nicht zu beobachten. Denn die Lage Triers am äußersten westlichen Rand des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation stellte sich in dieser Hinsicht als eher ungünstig heraus. In Folge der französischen Revolution und der daran anschließenden napoleonischen Zeit kam Trier - und damit auch das Martinskloster - unter französische Verwaltung; von 1797 bis 1814 war die Stadt sogar ein Teil Frankreichs. Für das zuvor kriselnde Trier stellte sich dies in vielerlei Hinsicht als ein Segen heraus: Die neuen Herrscher organisierten die alte Stadt nach neuen Maßstäben, indem sie die Justiz und die Verwaltung modernisierten, die allgemeine Gewerbefreiheit einführten und die längst überholte ständische Feudalordnung abschafften. Trier trat auf die Schwelle zur Moderne. Als dann in den 1870er Jahren die Stadtmauer abgerissen wurde, die auch die Abtei St. Martin jahrhundertlang umgeben und das städtische Wachstum in die Fläche verhindert hatte, begann die Expansion der Stadt in das Umland, die so lange hatte auf sich warten lassen. Der Stadtplan von 1870 zeigt die ersten Anzeichen der sich in diesem Veränderungsprozess ankündigenden Prosperität Triers: Erste Vororte entwickelten sich außerhalb der früheren Stadtgrenzen und das Bild der Stadt veränderte sich mehr und mehr, vielfach geprägt von städtischen oder staatlichen Großbauprojekten.



Stadtpläne Trier und Koblenz
Datierung: 1870

Stadtrandnahe Sommerfrische

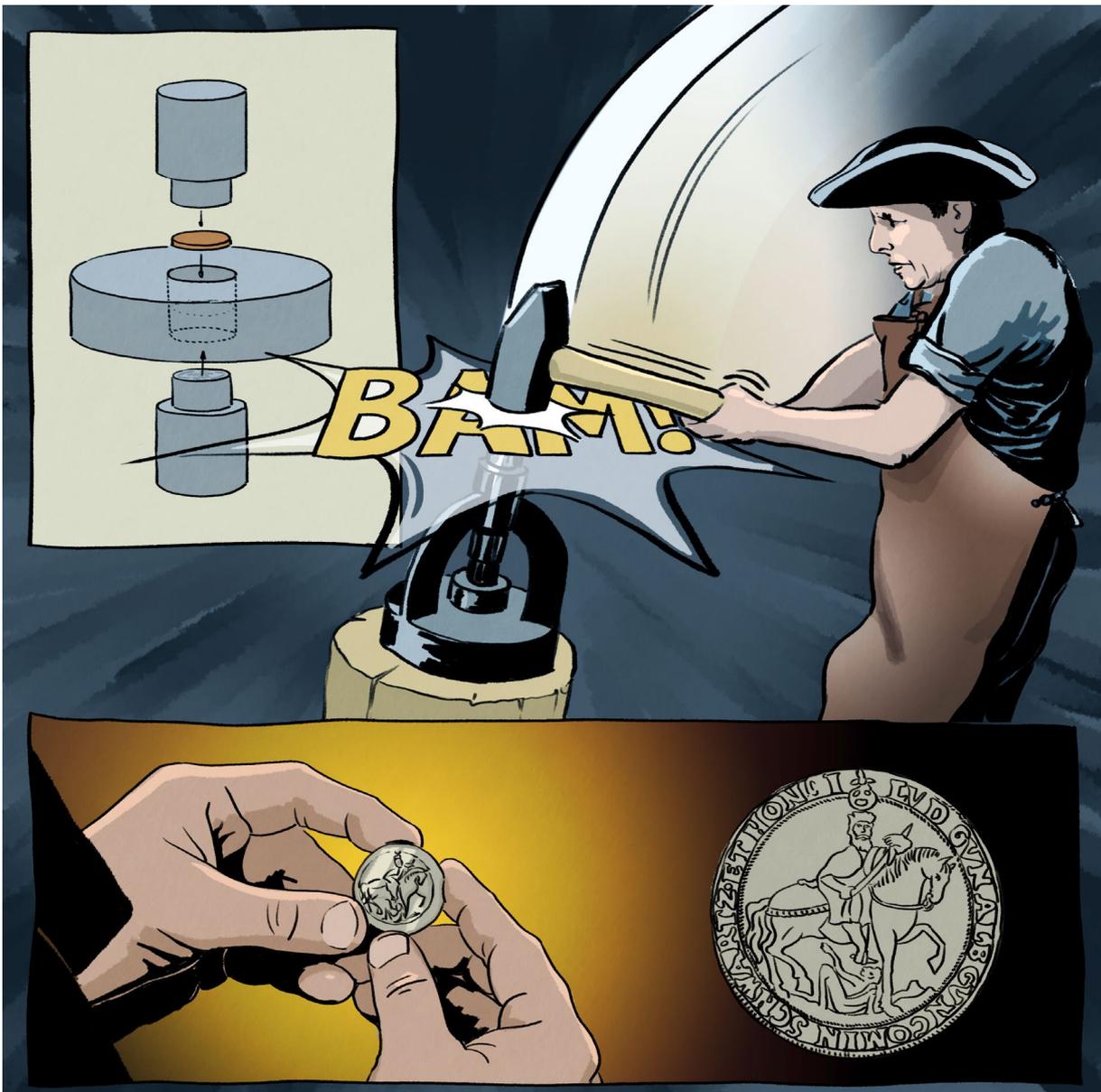
Über 40 Jahre beförderte die Trierer Kabinenbahn die Einwohner der Stadt zu der auf der Postkarte abgebildeten Villa Weißhaus, die sich – leicht versetzt – gegenüber vom Martinskloster auf der anderen Seite der Mosel befindet. Das im 19. Jahrhundert erbaute Landgut Weißhaus wurde auf dem ehemaligen Gelände des »Weisshäusschens« errichtet. Die pittoreske Lage des »Weisshäusschens« hoch über den Dächern der Stadt Trier inspirierte den damaligen Oberbürgermeister Wilhelm von Haw (1783-1826) das Grundstück zu kommerzialisieren und die Anlage zu einem kombinierten Nutz- und Naturpark umgestalten zu lassen. Durch umfangreiche Umbauten, angeordnet, geleitet und durchgeführt von von Haw selbst, der ein leidenschaftlicher Bauleiter war, wurde das »Weisshäusschen« abgerissen und durch ein neues, weitläufiges Landgut ersetzt. Neu hinzugefügt wurde unter anderem eine Orangerie und die Villa Weißhaus, eine Privatvilla, die von Haw selbst nutzte. Das Grundstück wurde ebenfalls durch einen Wirtschaftshof, das sogenannte Drachenhaus, das heute als Forsthaus genutzt wird, das Hofgut Scheuer und einen der Öffentlichkeit zugänglichen Park erweitert. Nach dem Tod des Besitzers wurde das Gelände 1863 von dem Statthalter des Großherzogtums Luxemburg erworben. Als auch dieser 1879 verstarb, lagen die Ländereien in öffentlicher Hand und wurden mithilfe der Aktiengesellschaft »Weißhaus-Verein« verwaltet. Im Jahr 1901 wurde die Villa um eine Gartenterrasse und um einen Restaurantbetrieb erweitert und verpachtet. Die Architektur des Gasthauses, das 1984 angebaut wurde, steht mit seiner betont zeitgenössischen Gestaltung stilistisch in einem starken Kontrast zu den klaren Linien des deutlich preußisch-klassizistischen Altbaus der Villa Weißhaus, von dem man einen wunderbaren Blick auf die Stadt und das Martinskloster hat.



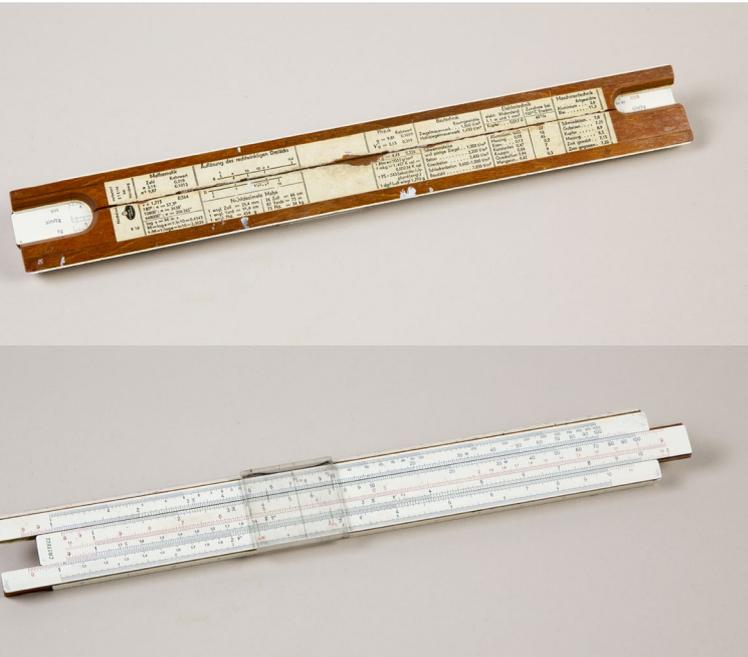
Postkarte Partie am Gasthaus Weißhaus
Datierung: 1901

Der Heilige Martin für bare Münze

Münzen ließen sich auf einfache Weise in großer Zahl herstellen und verbreiten. Daher dienten sie oft dem Zweck der Propaganda und Popularisierung bestimmter Vorstellungen und Überzeugungen wie beispielsweise des christlichen Glaubens. So auch dieser aus dem Jahre 1606 stammende Taler des Hl. Martins von Tours, dem Namenspatron des Martinklosters. Ab dem 4. Jahrhundert lassen sich zunehmend christliche Symbole auf Münzen und Medaillen finden. Mit der Krönung Karls des Großen treten sie gehäuft auf und zeigen meist den jeweiligen Patron der Stadt oder des Territoriums, wo sie geschlagen bzw. geprägt wurden. Um die dargestellten Heiligen auf den Münzen und Medaillen verlässlich identifizieren zu können, wurden sie stets mit ihren spezifischen Attributen dargestellt. Die wohl am weitesten verbreitete Art der Darstellung des Hl. Martins ist die auf dieser Münze abgebildete. Sie zeigt ihn als römischen Legionär auf einem Pferd vor den Toren der französischen Stadt Amiens, wo er in einem Akt der Nächstenliebe und Barmherzigkeit seinen Mantel zugunsten eines frierenden Bettlers in zwei Teile zerteilt. Auf der Rückseite der Münze befindet sich das Wappen des Thüringer Hochadels der Schwarzburger. Münzen bzw. Medaillen mit Heiligendarstellungen dienten jedoch nicht nur der Verbreitung der Religion, sondern ihnen wohnte auch eine Schutzfunktion inne und sie fanden Eingang in den religiösen Brauch. Sie wurden als Amulett getragen, in der Volksmedizin sowie im Totenkult verwendet. Gleichzeitig waren sie ein beliebtes Souvenir für Pilger, die sie an heiligen Stätten oder Wallfahrtsorten erwerben konnten.

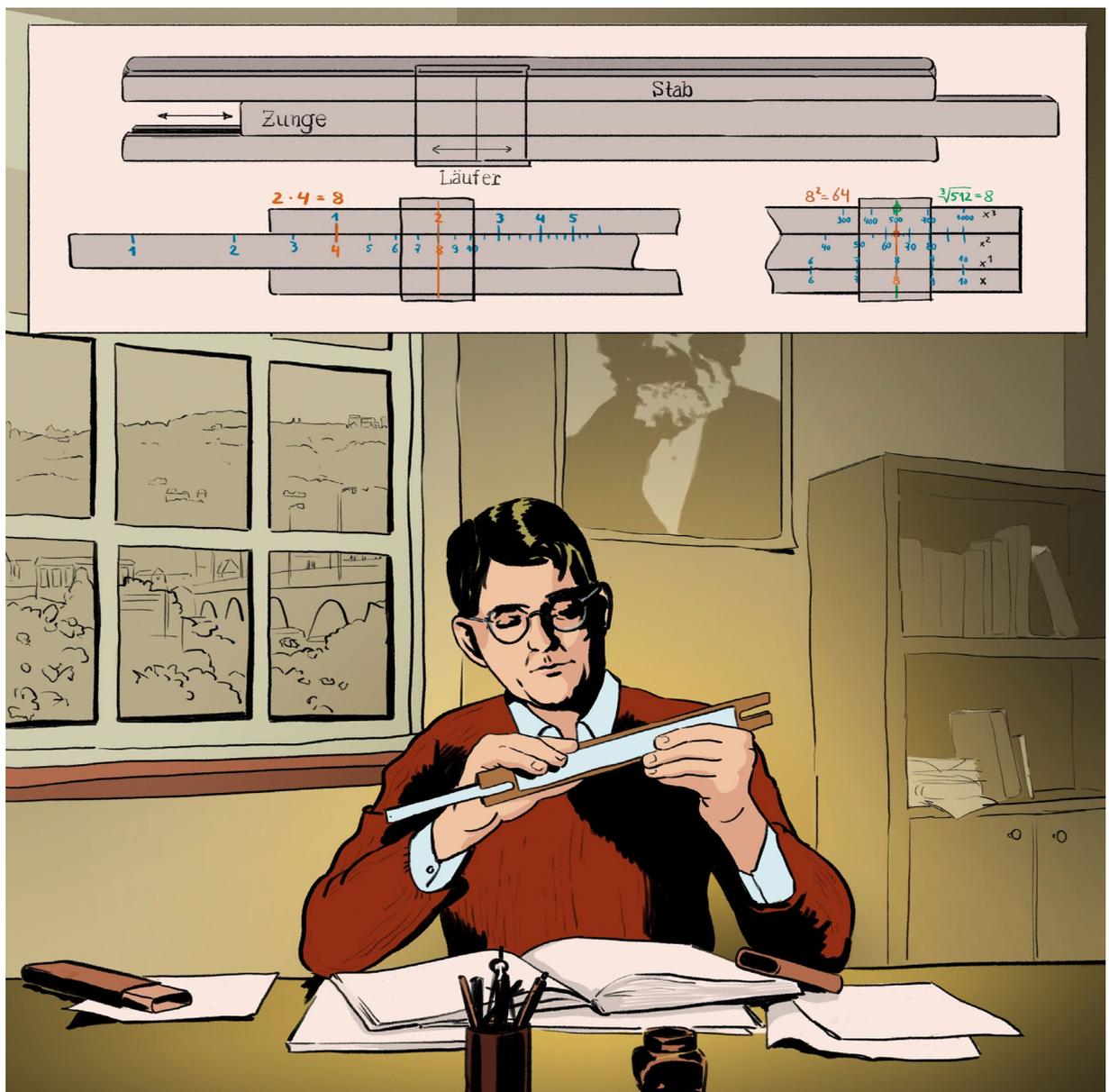


Analoge Zahlenkünste



Heute ist der Taschenrechner bzw. Computer für die Berechnung von allgemeinen und komplexen Rechengängen aus dem Alltag von Architekten, Ingenieuren oder auch Privatpersonen nicht mehr wegzudenken. Der Rechenschieber hingegen ist ein fast vergessene Kalkulationshilfe in Mathematik und Technik. Er ist ein analoges Hilfsmittel für unterschiedlichste Anwendungsbereiche. So wurden z. B. für ausgesuchte Berufsgruppen aus Militär, Nautik, Luftfahrt, Astronomie, Bankwesen oder Textilindustrie spezielle Typen für die jeweils erforderlichen Anwendungen entwickelt. Die Firma Faber-Castell bot bereits im Jahr 1900 zwanzig verschiedene Ausführungen eines Rechenstabs in ihrem Sortiment an; bis 1940 gab es mehr als fünfzig Modelle für die unterschiedlichen Anwendungen.

Der Rechenschieber besteht aus einem beschichteten Holzkörper mit einer beweglichen Zunge und einem verschiebbaren Läufer mit Strichmarkierung, der eine stetige Skalenbeständigkeit aufweist. Die Zunge muss zur Bedienung des Geräts verschoben werden. Mit dem Läufer kann anschließend das Ergebnis auf der Skala abgelesen werden. Mit dem Qualitätsmerkmal der Maßgenauigkeit, der einfachen Handhabung und günstigen Produktion war der Stab ein preiswertes und präzises Rechengerät, das hohe Produktionszahlen erreichte und so auch in Schulen und beim Studium Verwendung fand. Bis weit über die 1960er Jahre hinaus war der Rechenschieber ein unverzichtbarer Begleiter eines jeden Studierenden der Ingenieurwissenschaften – auch derjenigen, die in einem Zimmer im Martinskloster eine Bleibe gefunden hatten.



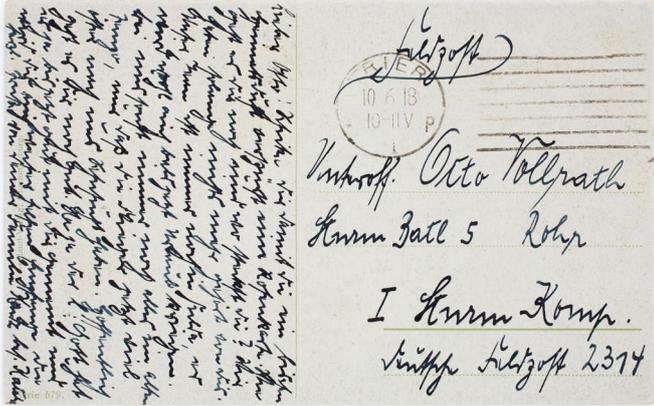
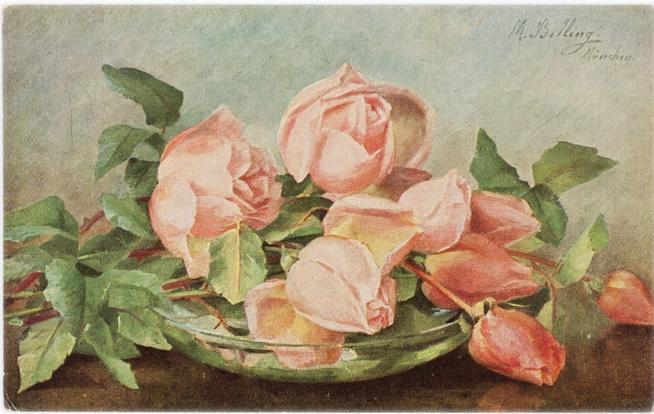
Rechenschieber
Datierung: 1950er

Ein besonderer Ort

1973 wurde der 500. Jahrestag der Eröffnung der alten Trierer Universität gefeiert. Diese blickt auf eine sehr wechselvolle Geschichte zurück. So bemühte sich 1450 zunächst der Trierer Erzbischof Jakob von Sierck (1339-1456) um die Befugnisse zur Universitätsgründung. Doch nachdem er eine päpstliche Genehmigung erhalten hatte, ließ er sein Vorhaben wieder fallen. 1473 schließlich nahm die Stadt die Angelegenheit selbst in die Hand und kaufte die Gründungsrechte in der Hoffnung, eine Universität könne die wirtschaftliche und politische Stellung Triers stärken. Zu diesem Anlass fand ebenfalls der Fürstentag mit Kaiser Friedrich III., Erzherzog Maximilian und Herzog Karl dem Kühnen von Burgund in Trier statt, wie es auf dem rechteckigen Stempel der ausgestellten Frankierung eines Briefs erwähnt ist. In den folgenden Jahrhunderten erfuhr die Universität mehrere interne Neuorganisationen, wurde aber im Jahr 1798 wie alle Universitäten in Frankreich, zu dem Trier in jener Zeit gehörte, geschlossen. Erst 1970 kam es zur Neugründung der Universität. Zu dieser Zeit liefen auch bereits die Umbaumaßnahmen des ehemaligen Martinsklosters zum Studentenwohnheim, da dringend Unterkünfte für die erwarteten Studierenden benötigt wurden. Am 10. Oktober 1973 schließlich wurde das Wohnheim eröffnet und die ersten Studierenden zogen ein.



Brief Klischee »Trier
Gründungen der
Universität«
Datierung: 1973



Morgen in der Schlacht, denk an mich

Wegen ihrer Lage in der Grenzregion zu Frankreich, Luxemburg und Belgien war die Garnisonsstadt Trier zwischen 1914 und 1918 besonders in das Geschehen des Ersten Weltkriegs einbezogen. Der Krieg betraf nicht nur die Männer als Soldaten. Auch die daheimgebliebenen Frauen und Kinder sowie alte oder nicht mehr wehrtauglichen Männer litten unter den schweren Bedingungen des Krieges. In der Landwirtschaft etwa mussten die Frauen oft alleine zurechtkommen und in den Industrien mussten sie die eingezogenen Männer als Arbeitskräfte ersetzen. Selbst in den ländlichen Regionen sowie auch in Städten wie Trier hielten Lebensmittelknappheit und Not Einzug. Der kalte Winter 1916/17 verschärfte die Situation noch zusätzlich. Kommunikation mit den im Feld stehenden Soldaten war nur mittels Feldpost möglich. Beide Seiten – sowohl die Soldaten als auch die Familien zu Hause – versuchten, den oder die Adressaten möglichst nicht mit ihren Sorgen und tatsächlichen Lebensumständen zu belasten. Eher selten finden sich in Feldpostbriefen Beschreibungen des Kriegsgeschehens, des Überlebenskampfes in den Schützengraben oder Klagen von der Not zuhause. So auch in dem Text dieser Postkarte, die am 10. Juni 1918 – ein paar Monate vor Kriegsende – vom nahe Trier gelegenen Konz aus an einen Soldaten geschickt wurde. »Heimatduft« sollte diese Karte dem Unteroffizier Otto Vollrath bringen. Typisch ist die fehlende Ortsangabe. Adressiert ist der Brief nur an das Bataillon, dem der Adressat angehörte. Die Zuordnung an Vollrath war durch die Angabe seiner Feldpostnummer möglich. Auf diese Weise wurde innerhalb der Armee die Feldpost zugestellt, ohne dass die Angehörigen genau wussten, wo ihr Mann, Vater, Bruder oder Sohn stationiert war. So stellt auch die Schreiberin dieser Karte die Frage: »Wie geht es Dir noch und wo steckst Du?«



Feldpostkarte mit »Heimatduft«
 Datierung: 1918

Von der ältesten Stadt Deutschlands

1514 erschien die erste Auflage der hier in einer Ausgabe von 1845 vorliegenden »Medulla Gestorum Treverensium«. Es handelt sich dabei um einen Abriss der Geschichte der Stadt und ihrer Heiligtümer. Es ist der erste Versuch einer Stadtgeschichte in deutscher Sprache, die Johannes Enen (1480-1519), damaliger Rektor der Trierer Universität, verfasst hatte. In diesem Buch werden neben der Stadtgeschichte auch antike Bauwerke beschrieben. Ebenso listet Enen die wichtigsten Kirchen, Klöster und Reliquien in der Moselstadt auf, weshalb die »Medulla« den sogenannten Heiltumsdrucken bzw. -büchern zugeordnet wird. Über die Abtei St. Martin schreibt er: »Von Sanct Martin, welche ist die siebente von den Sieben Hauptkirchen. Dies ist auch ein Kloster sanct Benedictenordens reformirt. Und es ist in der Stadt bei der Mosel an der Stadtmühle, geweiht zu Ehren des Allmächtigen Gottes und des heiligen Bischofs sanct Martin, und wird genannt Sankt Martins-Kloster. Im Heidenthum war es die Wohnung eines edelen Heiden, Tetradius genannt, von welchem in der Geschichte sanct Martins gemeldet wird, welchen sanct Martin getauft, und seinen Diener von dem Teufel, mit welchem er besessen war, erlöset, und auch einen Todten daselbst erweckt hatte, gab er das Haus dem lieben heiligen Bischofe sanct Martin, welcher dasselbe Haus darnach zu einer Kirche machte, und consecrirte, zu Ehren des heiligen Kreuzes. Später bei der Zerstörung der Stadt Trier ist diese Kirche auch zerstöret, und zuletzt durch einen Bischof von Trier, genannt Magnericus, wiederaufgebaut, und zu Ehren sanct Martins geweiht worden. Und dieser setzte in dieselbe Mönche sanct Benedictinenordens, und befahl, ihn selbst nach seinem Tode dahin zu begraben, was also geschehen ist. Diese Kirche ist mit vielem Heiligthum und Ablass und Gnaden gezieret, durch viele Cardinäle und Bischöfe.«



Johannes Enen - kurzer
Inbegriff der Geschichte
Triers
Datierung: 1845

Not macht erfinderisch

Zur Zeit des Ersten Weltkrieges mangelte es an existenziellen Dingen wie Nahrungsmitteln und Rohstoffen, was zu anhaltenden Preissteigerungen führte. So stiegen etwa 1915 die Brotpreise im Rhein-Main-Gebiet um nahezu 70%.

Bis zum Beginn des Krieges war Münzgeld das vorherrschende Zahlungsmittel in Deutschland gewesen. Schon bald aber fehlte bei den steigenden Preisen vor allem das Kleingeld. Nicht nur wurden, um Devisen zu beschaffen, Goldmünzen von der Reichsbank eingezogen, der Metallgehalt von Kupfer- oder Nickelmünzen wurde für die Kriegswirtschaft wichtig. Aus ihnen ließen sich beispielsweise Patronenhülsen herstellen. Da diese Münzen im alltäglichen Zahlungsverkehr nun fehlten, musste ein Zahlungsmittel her, das als Ersatz dienen konnte. Dieses »Ersatz-« oder »Notgeld« war allerdings keine Besonderheit der Kriegszeit. Es wurde auch bei einem Mangel an Zahlungsmitteln insgesamt ersatzweise in Umlauf gesetzt – besonders während der Inflation in den 1920er Jahren. Dabei hatte jede Stadt oder jede Gemeinde ihr eigenes Notgeld. Die gezeigte Münze besteht aus Eisen und stammt aus Trier. Auf ihrer Rückseite befindet sich ein Abbild des Hl. Petrus' als Stadtpatron. Markant umrandet auf der Vorderseite das Wort »Kleingeldersatzmarke« die Angabe des Nennwerts: Es waren zehn Pfennig.

Um 1920/21 wurden in Trier sodann auch Kleingeldscheine mit demselben Nominalwert ausgegeben, auf denen folgendes kleines Gedicht abgedruckt war:

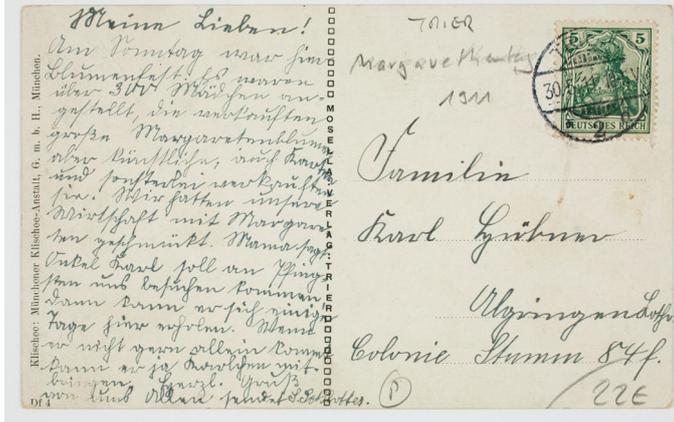
Bin nur ein kleines Stück Papier, / Hab' wenig Wert, doch künd' ich dir / Von eines Volkes Unglückstagen / Und seines Daseins bangen Fragen. / Mißbacht' mich nicht, verwend' mich recht, / Und wenn ein deutsches Herz dir schlägt, / Laß Geist und Hand sich emsig regen / Zu neuem Glück, zu neuem Segen!



Lasst Blumen sprechen

Die stattliche Spätrenaissancefront des Martinsklosters fand ihren Weg auf zahllose Post- und Ansichtskarten, wo sie meist als Teil des von Westen aus gesehenen Panoramas der Stadt gezeigt wird. So auch auf dieser Karte von 1911, deren Thema der Margaretentag in Trier ist. Dabei handelt es sich um einen Feiertag, der vielerorts in Deutschland zwischen 1910 und dem Ersten Weltkrieg begangen wurde. Er gehört zu den damals populären sog. Blumentagen, die aus bürgerlichen Kreisen heraus organisiert wurden, und wird sowohl mit der Hl. Margarete als auch geläufiger mit der Margerite in Verbindung gebracht, die man an diesem Tag zugunsten sozialer Zwecke als Natur- oder Kunstblume gegen eine Spende verteilte. Gewidmet waren die so erzielten Einnahmen wohltätigen Zwecken wie etwa der Kinderfürsorge oder -krankenpflege.

Die Trierer Karte zeigt auf ihrer Bildseite ein pathetisches Motiv: eine vom Rücken her gesehene Mutter, die ihre beiden Kinder fest im Arm oder an der Hand haltend, in stolzer Haltung und vielsagend in die mariologischen Farben Rot und Blau gekleidet, auf die sich in malerischem Sfumato darstellende Ferne der Stadt blickt. Auf der Textseite steht geschrieben: »Am Sonntag war hier Blumenfest. Es waren über 300 Mädchen angestellt, die verkauften große Margaretenblumen aber künstliche, auch Karten und Post-sachen verkauften sie. Sie hatten unsere Wirtschaft mit Margareten geschmückt [!].«



Postkarte
Margaretentag
Datierung: 1911

Ewige Schönheit



Diese antike Rundperle aus Karneol steht stellvertretend für die spätantike Kultur, die die Geschichte des Martinsklosters sowie die Geschichte der Stadt Trier allgemein bis heute prägt. So war Karneol in der römischen Kaiserzeit aufgrund seiner leicht zu bearbeitenden Beschaffenheit ein häufig verwendetes Material, z. B. für Gemmen, geschnittene und mit Motiven versehene Schmucksteine, die sich oftmals auf Ringen befanden. Das Repertoire an Schmuck der Frauen jener Zeit erstreckte sich von Diademen, Fibeln oder Spangen über Finger- und Ohrringe bis hin zu Armbändern und Ketten, die aus Karneolperlen bestehen oder diese enthalten konnten. Schon in Plinius' Naturgeschichte wird die Perle als »lictorem feminae in publico«, als Leibwache der Frau in der Öffentlichkeit bezeichnet, nach der »sogar die Armen [sich schon sehnen]« (Plinius Secundus). Im Mittelalter bekamen die schönen, für Schmuck genutzten Steine, die oftmals antiken Ursprungs waren und wiederverwendet wurden, noch eine andere Bedeutung. Hildegard von Bingen, Äbtissin des Benediktinerinnenklosters Rupertsberg bei Bingen, schrieb neben philosophischen Abhandlungen und Rezepten auch heilkundliche Traktate, in denen Pflanzen, Tiere, Steine sowie Metalle als Arzneimittel betrachtet wurden. Sie war die Erste im deutschen Sprachgebiet, die die Kräfte von Mineralien – darunter auch von Karneol – erforschte. Der Karneol soll laut Hildegard gegen Blutungen und Wutausbrüche helfen, da er wegen seiner Farbe mit dem Blut und gemäß der Lehre von den vier Säften, der Humoralpathologie, mit dem Charakter des Sanguinikers in Verbindung gebracht wurde.



Eine Madonna aus und für Trier

Was heute ein Studentenwohnheim ist, war ca. 1.600 Jahre lang eine Stätte tiefer Religiosität. In all dieser Zeit drückte sich die christliche Heiligenverehrung nicht nur in der Lebensweise der Klosterbrüder, sondern auch in Form von Reliquien oder anderen Gegenständen mit religiöser Bedeutung oder Bezugnahme aus. Auch in der Volksfrömmigkeit wurden solche Objekte oder Nachformungen derselben verehrt und werden es noch bis heute. Ein Beispiel für eine solche populäre Devotionalie ist dieses in einen elfenbeinimitierenden Rahmen gefasste Marienbildnis. Die mit fotomechanischen Methoden »en miniature« reproduzierte Malerei, die als preiswertes Pilgerandenken verkauft worden sein dürfte, hat eine ovale Form und misst gerade einmal 55 x 65 mm. Sie ist nach dem im Format viel größeren sog. »Mattheiser Gnadenbild« gefertigt, das sich in der Kirche des Trierer Benediktinerklosters St. Matthias befindet. Dieses Ölgemälde, das bei der einheimischen Bevölkerung auch schlicht als »Trierer Madonna« bekannt ist, wurde um 1700 von einem unbekanntem Meister geschaffen. Seit dem 18. Jahrhundert ist es im Besitz der Abtei und wird dort seit 1927 in der nördlichen Chorseitenkapelle der Klosterkirche – inzwischen als »Gnadenkapelle« bezeichnet – gezeigt. Maria trägt auf dem Bild ein hochgeschlossenes, ihren Körper engumschließendes dunkles Kleid sowie eine Haube. Florale Ornamente finden sich nicht nur auf dem Stoff des Kleides, sondern auch in ihrem Kreuznimbus wieder. Ihre Hände sind teilweise mit einem Tuch bedeckt. Sie blickt demütig sowie leicht entrückt lächelnd zu Boden. Eine Gloriole aus Licht umspielt sie, während zu ihren Seiten in griechischen Majuskeln die Worte »Hagia Maria« (Heilige Maria) geschrieben stehen. Auf der Reproduktion sind Marias Hände entgegen dem Original nicht zu sehen. Auch ihr Gewand wirkt deutlich blauer, während ihr seliger Gesichtsausdruck pointierend nachgearbeitet wurde.



Trierer Madonna
Datierung: 20. Jh.

Gestochen scharf

Bis in die Frühe Neuzeit hinein konnte man sich Wissen über fremde Gegenden und Kulturen höchstens durch beschwerliche, gefährliche und auch kostspielige Reisen aneignen, wobei selbst das bloß ein Privileg der Wenigsten war. Doch boten seit der Erfindung von Bild- und Buchdruck Karten und Atlanten die Möglichkeit, der mysteriösen Ferne näher zu kommen. So beispielsweise mit dem Atlas des flämischen Geografen und Kartografen Petrus Bertius, eigentlich Pieter de Bert (1565-1629). Sein Talent spiegelt sich in der die »Provincia Trevirensis« zeigenden Karte, die sich auf Seite 378 seiner »Tabularum geographiarum contractarum libri septem« findet. Die abgekürzte Überschrift »DESCRPTIO TREVIRENSIVM IN GALL. BELG.« verrät, dass Bertius hier einen Ausschnitt der ehemaligen römischen Provinz »Gallia Belgica« zeigt. Gemeinsam mit den beiden anderen Provinzen »Gallia Lugdunensis« und »Gallia Aquitania« bildete sie das durch den ersten römischen Kaiser Augustus (63 v. Chr.-14. n. Chr.) in dieser Form verwaltungstechnisch gegliederte Gallien. Trier befindet sich, auf der Karte rot markiert, unmittelbar oberhalb der Saarmündung. Umrahmt wird der Kupferstich von einer Legende mit Meilenangabe, die mit den Längen- und Breitengradmarkierungen korrespondieren sowie von den lateinischen Bezeichnungen der Himmelsrichtungen. Wichtig sind diese Angaben deshalb, weil Karten in jener Zeit nicht selbstverständlich genordet waren. Auch ist die nachträglich vorgenommene Kolorierung der Karte auffällig, die für vergleichbare Objekte keineswegs von vornherein vorgesehen war.



Kupferstich
Trier, Erzbistum
»Provincia Trevirensis«
Datierung: 1616

Die dritte Dimension

Im Gegensatz zu monoskopischen Bildern, also zwei-dimensionalen Bildern und Fotografien, kann ein stereoskopisches Bild den Eindruck räumlicher Tiefe erzeugen, wenn die beiden Teilbilder mit einem Stereoskop betrachtet werden. Die beiden für eine Stereoskop benötigten Fotos – in diesem Fall des von Westen gesehenen Stadtpanoramas – wurden vermutlich mit einer einfachen Kamera aus nur leicht variierenden Winkeln aufgenommen. Zu diesem Zweck wird eine Stereokamera benötigt, die über zwei Objektive mit einem Abstand verfügt, der dem zwischen den beiden menschlichen Augen entspricht. Es entsteht so eine Imitation des menschlichen Seheindrucks mit zwei Augen. Das Gehirn kann auf diesem Wege allen betrachteten Objekten effizient eine Entfernung zuzuordnen und daraus ein räumliches Bild der Umgebung generieren, ohne dass der Kopf des Betrachters in Bewegung sein muss. Besonders interessant an dem vorliegenden 1860 entstandenen Diorama ist, dass im rechten Bildfeld der Westflügel des Martinsklosters sowie die heute nicht mehr existierende Martinsmühle zu sehen ist. Diese Perspektive lässt darauf schließen, dass der Fotograf sich auf der westlichen Seite der Mosel befand, im Bezirk des heutigen Stadtteils Pallien, und die Landschaft nach Südosten hin ablichtete.



Trèves Allemagne Stéréo
Diorama Tissue Vintage
Albumine
Datierung: 1860

Für jedes Schloss ein Schlüssel



Hebe-Schiebe-Schlüssel wie dieser, erkennbar an dem abgewinkelten, senkrecht zum Griff stehenden Bart, waren zumeist aus Eisen oder Bronze gefertigt und wurden in Fallriegelschlössern verwendet. Um Christi Geburt waren im römischen Reich einfache hölzerne Riegel die gängige Art und Weise, sein Hab und Gut zu sichern. Erst in der römischen Kaiserzeit wurden sie zunehmend durch Schlüssel-Schloss-Konstruktionen abgelöst, von denen auch der vorliegende Schlüssel ein Teil war. Zu vermuten ist, dass auch im Martinskloster in spätantiker Zeit Schlüssel dieses Typs in Verwendung waren. Bei diesen Systemen gibt es einen Schubriegel, der ein Aufschwingen der entsprechenden Tür verhindert. In seinem Innern wird er von den Stiften eines kleineren Fallriegels arretiert. Der Fallriegel kann, der Schwerkraft folgend, in die entsprechenden Aussparungen des Schubriegels gleiten oder auch durch eine darüber befestigte Feder in der Verankerung fixiert sein. Nur mit einem Schlüssel, dessen Bart komplementär zu den Stiften ist, kann erst der Fallriegel angehoben und dann der Schubriegel zur Seite bewegt werden, wodurch sich die Konstruktion letztendlich öffnen lässt. Es entstand ein sehr präzise arbeitendes Schloss von relativ geringen Ausmaßen und hohem Sicherheitswert, das sowohl an Türen, als auch an Schrank- oder Kastenmöbeln und Kästchen verwendet wurde. Die Größe der Schlüssel variierte zwischen 2 cm und 25 cm Länge. Manche ließen sich sogar wie ein Ring am Finger tragen, andere waren kunstvoll in dekorativen Tierformen gefertigt. Später kamen bei den Römern auch Drehschlüssel auf, deren entsprechende Schlösser jedoch technisch um einiges komplizierter waren.



Ein Kaiser für das Christentum

Auf der um 379/383 ausgegebenen Münze ist Kaiser Theodosius I. (347-395), auch Theodosius der Große genannt, im Profil dargestellt. Er war ein einflussreicher und mächtiger Kaiser, der das Christentum zur alleinigen Staatsreligion machte und gegen Häretiker vorging. Als christlicher Kaiser war es Theodosius zu Lebzeiten ein Anliegen, die Kircheneinheit auf der Basis des ersten ökumenischen Konzils in Nikaia (325) herbeizuführen. Wäre das Christentum nicht so stark durch verschiedene Kaiser wie Konstantin oder Theodosius unterstützt worden, so wäre das Martinskloster wohl niemals entstanden. Denn auch Trier verzeichnete bereits ab dem frühen vierten Jahrhundert einen großen Zustrom an Christen. Als der Heilige Martin von Tours als Bischof zwischen 371 und 386 zu Besuch in der Stadt weilte und aufgrund einer Krankenheilung ein Grundstück in Moselnähe geschenkt bekam, legte dies den legendären »Grundstein« für das spätere Martinskloster.



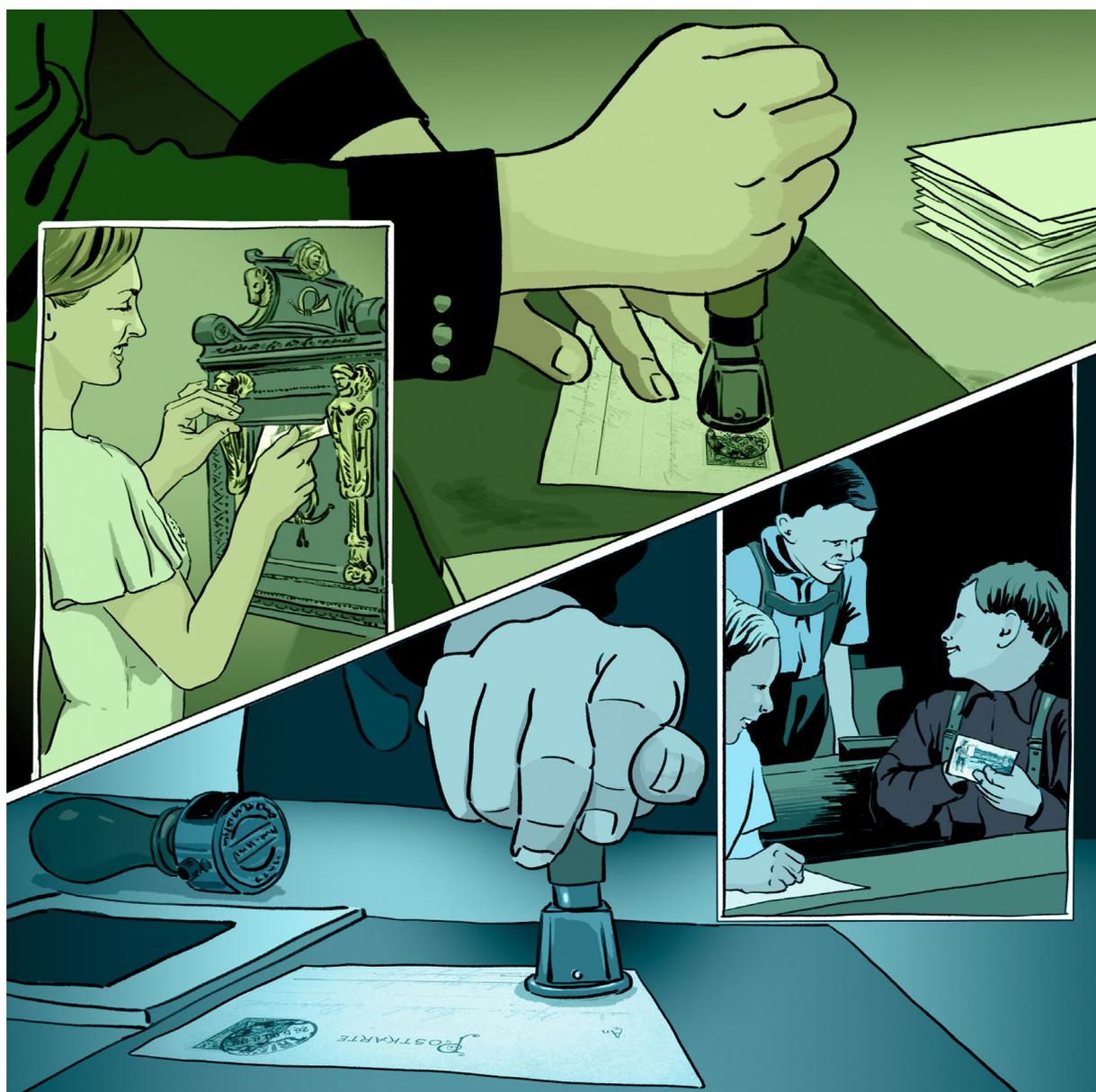
Theodosius I Münze
Datierung: 379 - 383



Wat is die Muusel schien!*

Vor über 120 Jahren wurde diese Ansichtskarte von der Mosel an Carl Bispinck, den späteren Oberfinanzpräsidenten der als »Indigo-Bispinck« bekannten Indigo- und Farbwaren-Großhandlung im westfälischen Münster gesendet. Gestempelt wurde die Post einmal am abgehenden Postamt in Trier am 26. Mai 1900 um »8-9 N« und einmal am eingehenden Postamt in Münster am Tag darauf um »1-2 N«. Ähnlich der Unterteilung der Uhrzeit im angloamerikanischen Sprachraum heute in »a.m.« und »p.m.«, wurde auf den deutschen Poststempeln dieser Zeit zwischen »V« für Vormittag und »N« für Nachmittag unterschieden. Erst ab ca. 1924 wurden Stempel mit 24-Stunden-Zeitangabe eingeführt. Weil die uns allseits bekannte Einteilung der Adressseite einer Ansichtskarte bis zum Jahre 1905 ebenfalls noch nicht üblich war, wurde auf der Rückseite neben der Fotografie oder Abbildung Platz zum Beschriften gelassen. Die Rückseite dieser Karte trägt die lieben Worte der Verwandten des Adressaten: »TRIER. den 26.5.1900 Grüße aus Trier senden Tante Lisbeth [und] Mutter«. Links befindet sich die Darstellung eines Heroldes, die Nachricht dem Adressaten ankündigend, rechts eine Ansicht des Moselufers. Letzteres ist von der Seite der Innenstadt aus zu sehen, mit der dem Martinskloster vorgelagerten Martinsmühle im rechten Vordergrund.

*Übers.: Was ist die Mosel schön"



Postkarte
Blick auf die Mosel
Datierung: 1900

Marx, der Kapitalist

Nachdem die im Martinskloster untergebrachte Porzellanmanufaktur 1815 in Konkurs gegangen war, übernahm der Trierer Kaufmann Peter Marx (1763-1831) das Unternehmen, an dem er auch zuvor bereits beteiligt war, und führte es bis zu seiner endgültigen Schließung aufgrund von zunehmender Unrentabilität. Ein repräsentatives Porträt von Marx, gefertigt von dem in Trier ansässigen Maler Stephan Hawich (1753-1827) um 1815/16, befindet sich heute im Besitz des Stadtmuseums Simeonstift. Es zeigt den Fabrikanten in klassischer Pose, sitzend vor einem Fenster, das den Blick freigibt auf Teile der zu seiner Porzellanmanufaktur gehörenden Martinsmühle und die dahinter fließende Mosel. Staatstragend trägt er die Paradeuniform eines Hauptmannes der preußischen Landwehr mit großen Epauletten, den krapproten Abzeichen am Kragen und einem Säbel. Der Hund zu seinen Füßen sowie die Vorhänge mit ihren imposanten Quasten sind klassische Attribute persönlicher Macht und Herrschaft. Die Schnalle des Gürtels seiner Uniform wird von zwei Verschlüssen mit Löwenköpfen gebildet, ähnlich dem ausgestellten Objekt.



Gewandverschluss mit
Löwenkopf
Datierung: 1800 / 1820

Für eine handvoll Taler



Auf der Rückseite dieser 1803 geprägten Silbermünze, im Nominalwert von einem Taler, prangt das Profilbildnis Friedrich Wilhelms III. (1770-1840), der ab 1797 König von Preußen war. Auf der Vorderseite erscheint das preußische Wappen.

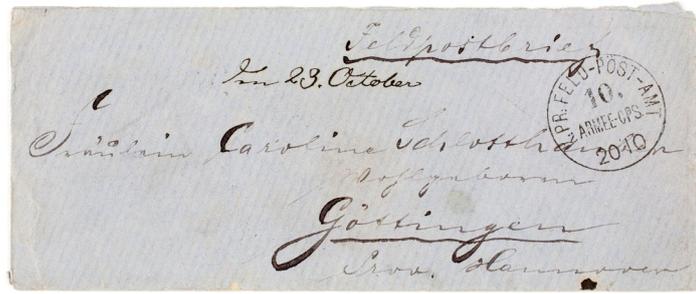
In die Zeit der Regentschaft Friedrich Wilhelms fielen die Napoleonischen Kriege, nach deren Ende mit den Ergebnissen des Wiener Kongresses die Gebiete von Kurtrier sowie die Territorien von Kurköln, die Herzogtümer Jülich und Berg, das Herzogtum Westfalen und Teile des Münsterlands 1815 an Preußen kamen.

Hätte man in dem Jahr, in dem in Trier die von den Franzosen säkularisierten und enteigneten Gebäude des Martinsklosters für 9.000 Francs versteigert wurden, diesen Erlös in solche preußischen Münzen eingetauscht, so hätte man dafür ungefähr 2.540 dieser Taler bekommen.



Verlorene Nachrichten

In Zeiten des Krieges wirken Briefe eines geliebten Menschen von der Front wie Geschenke des Himmels. Welche Nachricht, welche Worte der gezeigte Briefumschlag einmal enthielt, wissen wir nicht. Das einzige, was wir über diese Post erfahren können, muss daraus erschlossen werden, was uns der Umschlag selbst preisgibt: »Feldpostbrief, den 23. October, Fräulein Caroline Schlotthauber Wohlgeboren, Göttingen, Prov[inz]. Hannover« steht auf ihm geschrieben. Ob die Adressatin die Geliebte, die Schwester oder eine andere Verwandte des Soldaten war, ist unklar – die Mutter war sie höchstwahrscheinlich nicht, denn bis 1980 wurden nur unverheiratete Frauen mit »Fräulein« angesprochen. Der Brief ist am 20. Oktober 1870 im Feldpostamt eingeliefert worden, war am 22. des Monats in Göttingen und wurde am darauffolgenden Morgen zugestellt. Eine weitere Information über den Absender gibt uns der Poststempel. Offensichtlich war der Verfasser Teil des X. Armeekorps (10. ARMEE-CPS) der preußischen Streitkräfte. Das Armeekorps bestand bereits in Friedenszeiten aus zwei Infanteriedivisionen, einer Kavalleriedivision, der Reserveartillerie und einer Pionierabteilung. Als 1870 der Deutsch-Französische Krieg ausbrach, kämpfte das X. Korps unter General Konstantin Bernhard von Voigts-Rhetz, überschritt am 10. August die Saar in Richtung Frankreich und war u. a. an der Belagerung von Metz beteiligt.





Trier ist nicht Barcelona

»Besten Dank für den lieben Brief. Sonntag empfangen. Dein Max. Tausend Grüße«, so schreibt der uns unbekannte Max an ein Fräulein Johanna Anfang März 1904 nach Burgstädt in Sachsen. Laut Stempel kam die Karte am Donnerstag, den 03. März 1904, dort an. Der Text wurde wie damals üblich auf die Vorderseite geschrieben, da die Rückseite allein der Adresse vorbehalten war. Das änderte sich jedoch ab 1905 mit der Einführung des Teilungsstrichs. Die Postkarte »Partie an der Mosel (Martinsbad)« zeigt den Trierer Ortsteil Pallien sowie einen Ausschnitt der Moselpromenade mit der Martinsmühle und einer kleinen Promenadengesellschaft. An der Mauer im Vordergrund der rechten Hälfte der ansonsten kolorierten Postkarte stehen vier Personen in Schwarz-Weiß. Es sind zwei Frauen, ein Mann und ein Junge, die ihre lächelnden Gesichter dem Betrachter zuwenden und die Postkarte beinahe wie das Foto einer glücklichen Familie wirken lassen. Eine solche Ansichtskarte war eine kostengünstige Art, kleine Urlaubsgrüße zu verschicken. Heute dienen alte Postkarten als historische Vorlagen zur Rekonstruktion damaliger Baubestände und Straßenansichten. Der Verlag Schaar+Dathe, der diese Postkarte verlegte, wurde 1895 von Aloys Schaar, der zuvor bereits ein Fotoatelier in Trier betrieb, und Hermann Dathe gegründet. Er war einer der führenden Postkartenverlage Triers.



Postkarte
Martinsmühle –
Martinsbad
Datierung: 1904

Ein modisches Accessoire

Auch im antiken Rom war man stets auf ein adrettes Äußeres bedacht. Das Tragen von Schmuck war bei römischen Damen sehr verbreitet und ein Zeichen von Wohlstand. Ringe wie der hier vorgestellte wurden allerdings sowohl von Männern als auch von Frauen gleichermaßen getragen, an jeder Hand mindestens einer, meistens jedoch direkt mehrere zusammen. Ähnlich wie heute wurden Ringe, beschränkte man sich nur auf einen, oft am Ringfinger getragen. Eine Ausnahme stellten nur Siegelringe dar, die traditionell am Zeigefinger getragen wurden. Das gezeigte Exemplar besteht aus Bronze und einer eingefassten Gemme, einem geschliffenen Edelstein. Die Gemme diente dazu, den aus Bronze gefertigten Ring nicht nur optisch, sondern auch allgemein aufzuwerten. Ringe aus Bronze wurden häufig vergoldet oder versilbert, um auch weniger betuchten Menschen die Möglichkeit zu geben, hochwertig aussehende Schmuckstücke zu kaufen – Modeschmuck würde man heute zu einem solchen Objekt sagen.



Glaube versetzt Berge



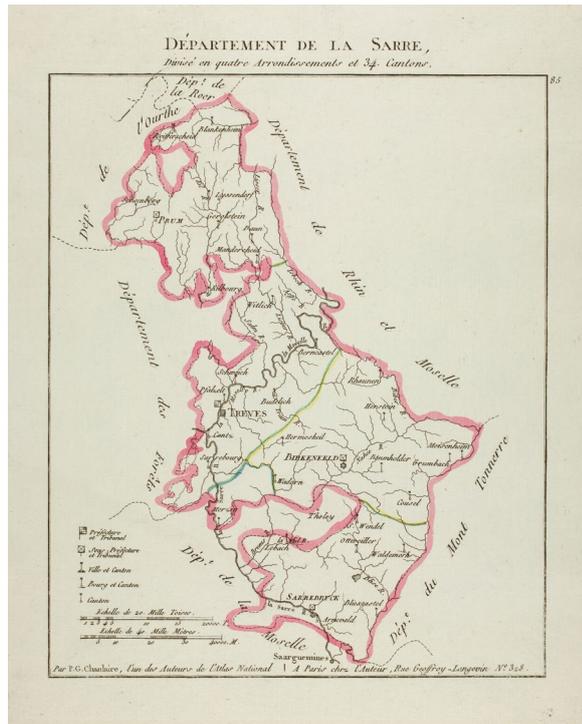
Im Christentum konnte praktisch jeder Alltagsgegenstand zu einer Reliquie ernannt werden. Insgesamt gibt es drei Klassen von Reliquien: Die erste umfasst die sterblichen Überreste eines Heiligen, die zweite Klasse Gegenstände, die der Heilige zu Lebzeiten berührt hat. Bei Objekten der dritten Klasse handelt es sich um solche, die mit Reliquien erster oder zweiter Klasse in Berührung gekommen sind.

Die hier ausgestellte Reliquienkapsel ist sehr schlicht gehalten und nicht so reich verziert wie manch andere Reliquiare. Dies lässt darauf schließen, dass sie eine Reliquie dritter Klasse beinhalten haben dürfte. Da solche Berührungsreliquien leicht herzustellen sind, eigneten sie sich bestens als kleine Mitbringsel bei Wallfahrten. Auch die Abtei St. Martin besaß ihre eigenen Reliquien, wie die Gebeine des Hl. Magnerich, der 558 n. Chr. auf dem Grundstück des Hl. Martins eine Kirche geweiht hatte. Knapp dreißig Jahre später wurden seine Gebeine in St. Martin beigesetzt und im 10. Jahrhundert in eine kirchliche Gruft verlegt. Anfang des 16. Jahrhunderts wurde die fünfhundert Jahre andauernde Ruhe Magnerichs durch Erzbischof und Kurfürst Richard von Greiffenklau (1467-1531) gestört. Das Grab wurde geöffnet und die sterblichen Überreste des Heiligen, eine begehrte Reliquie erster Klasse, öffentlich im Kloster zur Schau gestellt. Ob man sich damit einen höheren Zulauf an Besuchern und Pilgern oder gar ein Reliquienwunder erhoffte, ist nicht bekannt.



Deutsch-französische Wechselregion

In Frankreich wurde 1789 das gesamte Kirchengut zu Nationaleigentum erklärt mit dem Ziel, dem Klerus seine wirtschaftliche und politische Macht zu nehmen und um ungleiche Herrschaftsverhältnisse sowie die Ständeordnung aufzuheben. Diese Maßnahmen erweiterten sich zu politischen Konflikten mit anderen europäischen Ländern und führten zu den sog. Koalitionskriegen, in deren Folge die Franzosen um 1794 den Rhein-Mosel-Raum eroberten und daraus 1798 das »Département de la Sarre« formten. Diese Karte des Saar-Departements, die aus einem insgesamt 98 Karten umfassenden Atlas-Werk des französischen Juristen und Kartografen Pierre-Gilles Chanlaire (1758-1817) von 1803 stammt (Pierre-Gilles Chanlaire: Tableaux de la division des six nouveaux departemens, en arrondissemens communaux et justices de paix posé de tableaux et d'un atlas en 102 cartes, Paris 1803), gibt Aufschluss über dessen territoriale Grenzen. Im südlichen Teil des Departements befanden sich die Verwaltungsbezirke Saarbrücken und Birkenfeld, die sich östlich bis Meisenheim und westlich bis Merzig erstreckten, im nördlichen Teil schlossen sich – bis Blankenheim reichend – die Verwaltungsbezirke Prüm und Trier an. In Trier selbst befand sich die Präfektur. Mit den Befreiungskriegen 1814 und dem Wiener Kongress 1815 wurden die Franzosen wieder aus dem Rheinland vertrieben und das Territorium des Saar-Departements wurde größtenteils dem Königreich Preußen angeschlossen.



Carte ancienne
département de la Sarre
Datierung: 1802

Urlaubsgrüße aus Prag



»Schöne Grüße aus Prag sendet Euch Mutti. Wir sind mit der Volkshochschule hierher geflogen. Wetter ist sehr gut u. auch sonst ist alles prima« – steht auf der Rückseite dieser Postkarte, die 1979 abgeschickt wurde. Ob »Mutti« wusste, was auf der Vorderseite zu sehen war und was sie ihren Kindern als Motiv schickte? Wahrscheinlich ja, denn das dort abgebildete Strahov-Evangeliar gehört zu den Hauptwerken der Ottonischen Buchmalerei und ist eines der bedeutendsten Kunstwerke, die in Prag verwahrt werden. Es ist eine mittelalterliche Handschrift, die den Text der vier Evangelien enthält. Um 860 in Tours geschaffen, gelangte sie im 10. Jahrhundert ins Trierer Martinskloster, was auf dem zweiten Blatt der Handschrift durch einen Besitzvermerk belegt ist. Um 980 wurde das Evangeliar durch den namentlich nicht näher zu bestimmenden und daher mit dem Notnamen »Meister des Registrum Gregorii« oder auch »Gregormeister« bezeichneten Künstler überarbeitet und ausgeschmückt. Er wirkte zur Zeit Erzbischof Egberts von Trier (977-993) im Skriptorium des Trierer Martinsklosters und erhielt seinen Namen nach dem sogenannten »Gregorblatt«, auf dem Papst Gregor I. von ihm auf künstlerisch einzigartige Weise wiedergegeben wird. Seine Werke zählen zu den bedeutendsten der ottonischen Buchkunst, an denen sich noch spätere Buchmalerschulen orientierten. Das Strahov-Evangeliar ist eines seiner Meisterwerke. 1143 kam die Handschrift über das Kloster Steinfeld in das Prämonstratenser Kloster Strahov bei Prag und wird seit neuestem als Digitalisat im Foyer-Museum der Wohnanlage »Haus-am-Baum« gezeigt.



Gegen jedes Leiden ist ein Kraut gewachsen

»Von den Kräutern und ihrer Kraft und dem Rezept zu dem Universal-Wundbalsam dann anderen verschiedenen Heilmitteln und anderen nützlichen Dingen. Von den Kräutern und ihren Kräften zusammengetragen nach dem Medicus Qualhorus Ruffius«, so lautet die Überschrift dieses handgeschriebenen Kompendiums. Der Name des Autors ist möglicherweise ein Pseudonym, das das Auge des Horus als heilendes Auge zum Vorbild hat. Beschrieben wird in alphabetischer Anordnung eine scheinbar willkürliche Auswahl von Heilpflanzen, ihren Wirkungen und der Zubereitung und Anwendung derselben. Leider sind nicht alle Angaben vollständig. An einigen Stellen fehlen beispielsweise Mengenangaben zur Herstellung von Auszügen und Tinkturen. Auch die Handschrift selbst ist unvollständig und bricht nach dem Buchstaben »W« bei der »Wegwart« ab. Der Rest ist verschollen und das bereits in der Überschrift angekündigte Rezept für das »Universal Wundbalsam« bleibt uns verborgen. Manche Krankheitsbezeichnungen, die in der Schrift verwendet werden, sind heute nicht mehr geläufig – Camille gegen Räudigkeit, Digtan und Biberöl gegen Fallsucht, Lorbeer nachts aufs Haupt gelegt gegen Blödigkeit, Stabwurz und Thymian gegen Phlegma – und nicht alle der hier beschriebenen Rezepte sind alltagstauglich. Ein Pflaster aus Aron und Kuhmist gegen Zipperlein würde heute sicher keine Anwendung mehr finden. Doch das Wissen um die Heilkraft der Pflanzen ist ein uraltes tradiertes Gut, das besonders in den Klöstern gepflegt wurde. Dort waren Hospitäler und Krankenstationen untergebracht und die Mönche schrieben ihr Wissen nieder, um es so zu bewahren. Heute erfreuen sich viele Arzneimittel aus der Natur wieder zunehmender Beliebtheit, da sie eine Alternative zu chemischen Arzneimitteln bieten.

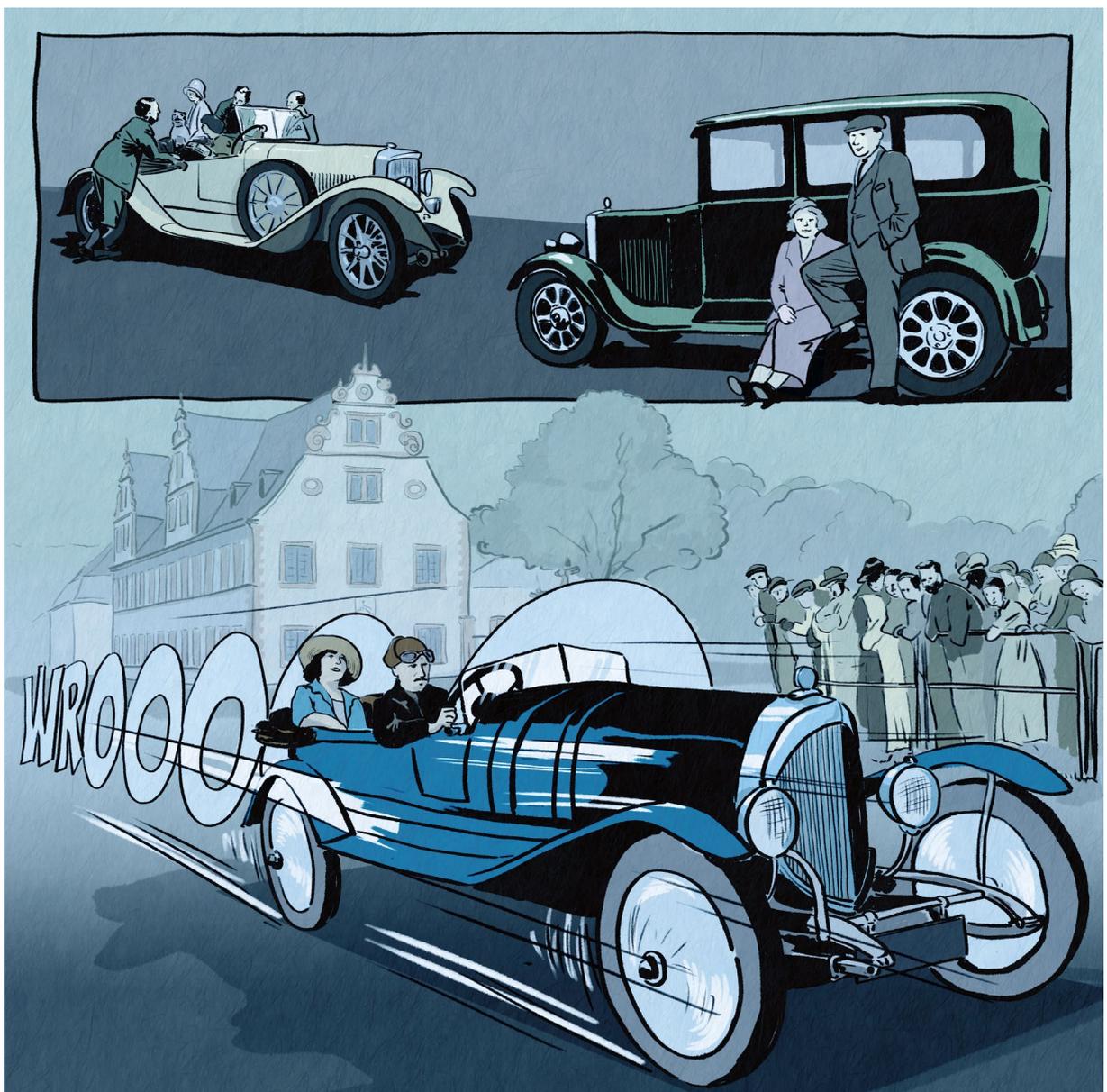


Ich will Spaß, ich geb' Gas



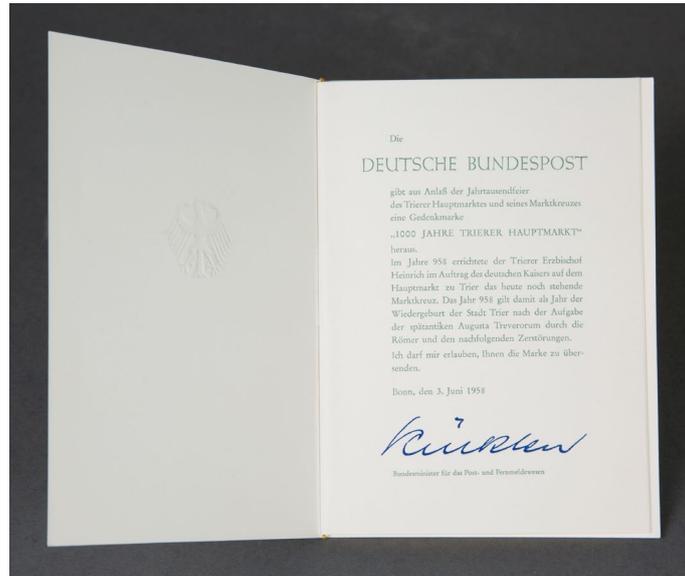
Das Papp-Abzeichen des Trierer Auto-Clubs von 1922 zeigt das gleiche Wappen, das bis heute – wenn auch in leichter Abwandlung – verwendet wird: die Porta Nigra, oval umschlossen vom Schriftzug »Auto-Club 1922 ADAC Trier E.V.«. Nachdem dem Verein 1935 zur Zeit des Nationalsozialismus die Rechtsfähigkeit entzogen wurde, wurde er vier Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Nazidiktatur wieder gegründet. In reger Aktivität organisierte er regelmäßig Gesellschaftsfahrten, Feste, Spiele und Stammtische rund um das Automobil.

Die frühen 1920er Jahre stellen eine Phase der allgemeinen Motorisierung dar, in der das Autofahren allerdings noch immer vorrangig der wohlhabenden Bevölkerung vorbehalten war. Zwar stand – laut einer Statistik von 1924 – nur ca. einem Prozent der Bevölkerung ein Auto zur Verfügung, doch bewirkte der stets zunehmende Autoverkehr schon zu dieser Zeit zunehmend einen Umbau der Städte hin zur Anlage autogerechter Verkehrswege. Der in Nähe zum Moselufer gelegene Platz vor dem Martinskloster, heutzutage einer der verkehrsreichsten Ampelkreuzungen in Trier, wurde schon früh – wie so viele andere Bereiche der Trierer Innenstadt auch – verkehrstechnisch nach den damals als modern verstandenen Kriterien umgebaut. Zudem konnte man hier in den Jahren, in denen die vom ADAC veranstaltete Deutschland-Rallye jeweils in Trier veranstaltet wurde (2000-2016 war Trier ihr offizieller Start- und Zielort), auch den Rennwagen in großer Anzahl und mit hohen Dezibel-Zahlen optisch wie akustisch vor dem Martinskloster begegnen. Anders als heute waren dessen Fenster damals allerdings noch nicht dichtschießend und schallisoliert.



Ansichtssache

Aus Anlass des tausendjährigen Jubiläums des Trierer Hauptmarkts wurde 1958 diese Briefmarke publiziert, die das Marktkreuz sowie die St. Gangolf-Kirche im Hintergrund zeigt und 20 Pfennig wert war. Hier ist sie Teil einer sogenannten Ministerkarte. Dabei handelt es sich um eine spezielle Form des Ersttagsbriefs, der aus Anlass der Ausgabefeier einer jeden neu erscheinenden Briefmarke an die Festgäste feierlich übergeben wird und neben dem passend gestempelten Postwertzeichen eine Grußbotschaft mit Faksimileunterschrift des Ministers trägt. Auffällig an dem Motiv der Briefmarke ist, dass sie nicht die realen Gegebenheiten auf dem Hauptmarkt widerspiegelt. Steht man tatsächlich vor dem Kreuz und betrachtet die Seite, auf der das Lamm Gottes zu sehen ist, so befindet sich im Hintergrund eigentlich der Trierer Dom. Unter dem Kreuz, dessen Original seit 1964 im Stadtmuseum Simeonstift aufbewahrt wird, steht unmittelbar über dem karolingischen Blattkapitell die Inschrift »HENRICVS ARCHIEPISCOPVS TREVERENSIS ME EREXIT« (Der Trierer Erzbischof Heinrich hat mich errichtet). Heinrich I. war von 956 bis 964 Erzbischof von Trier und ließ das Kreuz 958 als Hoheitszeichen errichten. Er starb in Rom an einer Seuche und wurde in Parma begraben, später jedoch in den Trierer Dom umgebettet. Sein Grab liegt somit in unmittelbarer Nähe zu dem Kreuz, mit dem er sich weltberühmt gemacht hat: Es ist das wahrscheinlich älteste unter den Marktkreuzen Europas.



Ministerkarte
Datierung: 1958

Es klappern die Mühlen



Lange Zeit besaß das Kloster St. Martin eine Wassermühle außerhalb des Klostergeländes direkt an der Mosel, die im Laufe des Mittelalters an die Stadt Trier übergang. Dem Kloster gehörten jedoch zwei weitere Mühlen am Sirzenicher Bach auf der anderen Moselseite im heutigen Stadtteil Pallen. Im unteren Teil des Sirzenicher Bachs standen mehrere Mühlen, eine davon war die hier abgebildete ehemalige Lochsmühle. Ihre älteste Erwähnung findet sich in einer Schenkungsurkunde aus dem Jahr 1283 an das Kloster Himmerod. Hier wird sie als eine alte Mühle im Loch bezeichnet. In einem ein Jahr später angefügten Zusatz wird die Paulinkirche als Empfänger von den Grundzinsen genannt. 1415 war die Lochsmühle gänzlich in ihrem Be-

sitz. Verschiedene Pächterfamilien betrieben die Mühle im Laufe der Jahrhunderte. Starb ein Pächter, konnten seine Kinder oder andere Angehörige den Pachtvertrag übernehmen, sofern sie das Handwerk beherrschten. Die Pacht zahlten sie sowohl in Naturalien als auch in Geldleistungen. Ein Pachtbrief aus dem Jahr 1577 beschreibt das gesamte Mühlenanwesen sehr detailliert: Ihre Lage inmitten von Gärten, schroffen Felsen und Hecken, die streckenweise das Grundstück zum benachbarten Schneidershof abschließen. Auf dem Anwesen der Lochsmühle, zu dem Acker-, Schiffelland und Wald gehörten, standen neben dem Mühlengebäude noch ein Wohn- und ein Backhaus sowie zwei Ställe.



Über den Wolken

»Petermenger«, auch »Petermännchen« genannt, ist die Bezeichnung des seit 1625 in Trier geprägten Albus (Weißpfennig) im Wert von acht Pfennigen oder zwei Kreuzern. Die Bezeichnung leitet sich von der Darstellung des Hl. Petrus ab, der auf der Rückseite der Münze mit Schlüssel und Buch dargestellt ist. Die Trierer Erzbischöfe besaßen das Recht, eigene Münzen zu prägen und Gewicht und Feingehalt der Münzen selbst zu bestimmen, sowie diese mit eigenem Namen und Bild zu versehen.

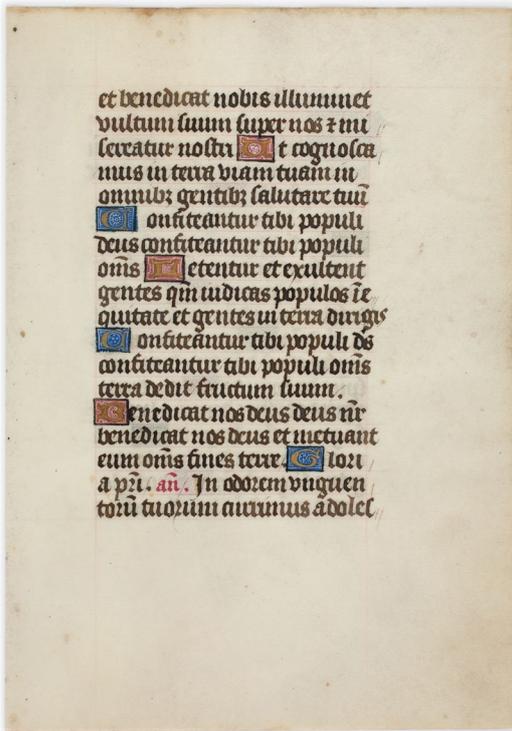
Petermännchen wurden in großen Mengen ausgegeben. Da das damalige Münzwesen aber nicht einheitlich geregelt war, sondern jedes Territorium seine eigene Währung hatte und deren Edelmetallanteile festlegte, war der Petermenger nur im Alltag vor Ort ein gebräuchliches Zahlungsmittel. Der überregionale Handel bediente sich der Goldmünzen, deren Metallanteil im Warenverkehr festgelegt und anerkannt waren.

Ab 1689 wurde der Albus durch das »dreifache Petermännchen« (Dreipetermännchen) im Wert von fünf Kreuzern ersetzt und war bis 1715 im Umlauf. Zur Orientierung: Ein Weinbergarbeiter in Trier verdiente um das Jahr 1500 etwa neun Albus in der Stunde, ein Quart Wein (1330 ml) kostete je nach Qualität vier bis sieben Albus.



Münze, Petermenger
Datierung: 1693

Großer Gott, lass meine Seele reifen



»Wie Sonne und Mond ihren geregelten Lauf haben, Tag für Tag ihre Bahn durchschreiten, so durchlaufen auch die, welche regelmäßig das Stundengebet verrichten, Tag für Tag ihre nach Stunden geregelte Gebetsbahn« – so schreibt es der Liturgiewissenschaftler Ludwig Eisenhofer (1871-1941) im zweiten Band seines »Handbuch[s] der katholischen Liturgik« von 1933. In der Neuzeit war es die Pflicht eines jeden, der als ein frommer Christ gelten wollte, seinen persönlichen Dienst gegenüber Gott durch regelmäßige Gebete zu leisten. In Benediktinerklöstern wie dem Martinskloster kam man dem mit den sogenannten Stundengebeten nach, die der Hl. Benedikt als »opus dei« bezeichnete, als das Werk Gottes. Mehrmals täglich hielt man öffentliche Gebetsstunden, Brevier genannt, ab, um als Abtei dafür Sorge zu tragen, dass jeder Gläubige, aber insbesondere die Mönche, ihren Tagesablauf durch das regelmäßige Gebet strukturieren. Vor allem galt es, dadurch der Pflicht nachzukommen, mehrmals täglich Gott für seine Gnade zu danken und um Erlösung durch Jesus Christus zu bitten. Die Stundengebete tragen die lateinischen Namen für die Stunden, zu denen sie abgehalten werden. So betete man beispielsweise das Terz, Sext und Non in der dritten, sechsten und neunten Stunde des Tages, dessen Beginn durch den Sonnenaufgang bestimmt wurde. Da das Stundengebet jedoch ein Gebet für jedermann sein sollte, wurden bereits im Mittelalter spezielle Bücher mit den jeweils zu rezitierenden Psalmen angefertigt, damit es Gläubigen auch außerhalb des Klosters möglich war, ihren Pflichten gegenüber Gott nachzukommen. Dies waren die sogenannten Stundenbücher, wie etwa das um 1480 entstandene Exemplar, aus dem die vorliegenden Seiten stammen. Ein Stundenbuch zeichnet sich durch sein kleines Format aus, das dem Zweck des privaten Gebrauchs angepasst ist und nicht wie andere Gebetsbücher – etwa die Antiphonarien – für mehrere Personen gleichzeitig lesbar sein musste.



Reisen für Stubenhocker

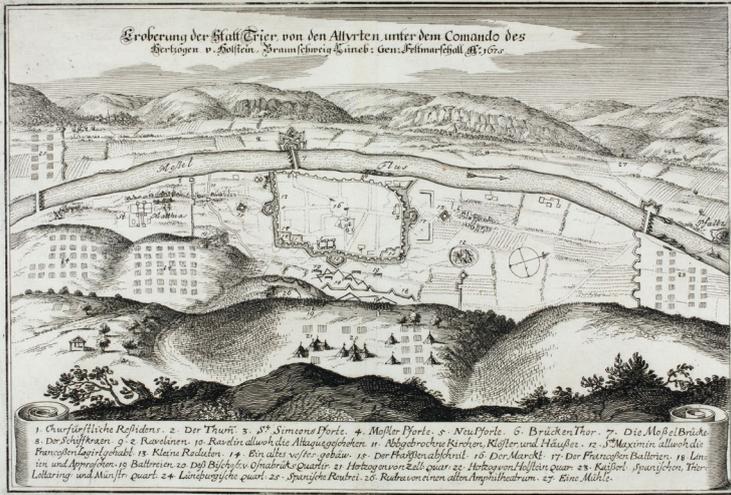
»Trier das sage ich und ist auch gewiß, Die älteste Statt in Teutschland ist« – mit diesem Satz wird die Stadt Trier im Kompendium »Theatrum urbium« des Abraham Saur (1645-1693), einem Notar, Advokat und Prokurator am hessischen Gerichtshof in Marburg, beschrieben. Das Werk wurde erstmals 1585 herausgegeben und in der Folgezeit oft nachgedruckt, was den großen Erfolg des Buches bestätigt. Die hier im Ausschnitt gezeigte Seite über die Stadt Trier bediente sich der Darstellung aus der erstmals 1544 publizierten »Cosmographia« des humanistischen Kartografen Sebastian Münster (1488-1552). Der Bild- und Buchdruck ermöglichte es, seit der Schwelle zwischen spätem Mittelalter und Früher Neuzeit, einer breiten Leserschaft, die Welt im Bild und Text anzuschauen und wahrzunehmen, ohne selbst eine Reise antreten zu müssen. Denn – wie es in der Einleitung des Buches auf den Punkt gebracht wird – »[w]er nicht gern weit wandern will/ doch oerter und Stätt wissen viel [...] Der mag wohl lust und verlangen/ zu diesem kleinen Büchlein tragen/ Ich weiß es wird ihm wol behagen«. Das Werk Saur's steht in der kosmografischen Gattungstradition der topografisch-enzklopädischen Städtebücher, die ein Publikum bewirbt, das bereits im vollständigen, selbst schon von seiner Länge her enzyklopädisch anmutenden Titel (»*Theatrum Urbium. Warhafftige Contrafeytung und Summarische Beschreibung/ fast aller vornemen und namhafftigen Stätten/ Schlossen und Klöster/ wann dieselbige entweder anfänglich erbauwet oder hernacher bekriegeret/ erweitert/ und befestiget worden/ Weiland durch M. Abraham Sauern von Franckenberg /zusammen getragen/ mit vielen Stätten gemehret und gebessert. Sampt Erzelung und Erklärung aller vornemen Teutschen und benachbarten Völcker Namen/ der Wasser/ Bergen/ Mönchen/ Münzen/ Jahrmärckten und Handthierungen. Item discurs und Wegweiser von einer Statt zur andern/ mit angehenckter Verzeichnuß aller Röm. Keyser/ ihrer Gemahelin angemasten neben Keysern und Tyrannen. Allen Studenten/ Mahlern/ Kauff und Wandersleuthen/ so Lust zu Antiquiteten, sehr nützlich und dienstlich. Mit Röm. Key. Mayst. Privilegien vnd Freyheit/ auff zehen Jahr nicht nachzutrucken begnadet. Getruckt zu Frankfort am Mayn/ durch Wolfgang Richtern in verlegung Nicolai Bassei sämptlichen Erben. M.DC.Xii*) angesprochen wird. Man blickt vom Markusberg aus auf das Panorama der Stadt Trier mit dem Martinskloster im Vordergrund links. Diese Ansicht sollte die »typische« Ansicht der Stadt bis in das Zeitalter der Postkarten bleiben.



Theatrum Urbium
 Datierung: 1610

Kriegsberichterstattung anno dazumal

Dieser Kupferstich entspricht weitestgehend dem klassischen Typ der druckgrafischen Kriegsberichterstattung: Zu sehen ist die Aufstellung der Truppen, der Einsatz des Kriegsgeräts, die Lage und der Aufbau der Verteidigungsanlagen sowie die Nennung des Ausgangs der Schlacht bzw. Belagerung mit der Ehrung der Sieger. Das Geschehen selbst wird aus der Vogelperspektive gezeigt, so dass der Betrachter zu einem neutralen Beobachter über die gesamte Truppenbewegung wird, während sich für den Vorgang der militärischen Aktionen irrelevante Landschaften in Normalperspektive dargestellt finden. Durch druckgrafische Blätter wie das vorliegende, konnte die Kenntnis über den Erfolg einer Schlacht schnell und kostengünstig verbreitet werden, was eine gern gesehene Ergänzung zu den schriftlichen Berichten zum selben Thema darstellte. Ziel des gezeigten Kampfes war die Befreiung Triers. Denn obwohl die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges (1618-1648) noch gegenwärtig waren, wurde Trier bereits im Spanischen Erbfolgekrieg erneut eine wichtige Etappenstation für die kriegführenden Franzosen. In deren Folge wurde Trier von 6.000 französischen Soldaten besetzt. Die ganze Stadt wurde in eine Festung nach damals modernsten Konzepten umgebaut – in diese Festungsanlagen eingebunden wurden auch die Gebäude des Martinsklosters. Um Trier zu befreien, wurde schließlich ein Heer in Köln zusammengestellt: »Es versammelten sich dort 2500 lothringische Reiter unter Herzog Karl von Lothringen, [...] 5000 Mann, 3000 Reiter und 14 Geschütze des Herzogs Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg und 800 Reiter des Herzogs Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, [...]« Während in Trier die Franzosen die Stadt besetzt hielten und von den Alliierten belagert wurden, entsandte man ein französisches Entsatzheer von Metz aus, das aber in der Schlacht an der Konzer Brücke besiegt wurde. Die Franzosen ergaben sich daraufhin und verließen Trier.



Kupferstich
Belagerung Triers
Datierung: 1672

Spieglein, Spieglein an der Wand

Haarnadeln waren in der römischen Antike Alltagsgegenstände und demnach nicht immer so hochwertig und teuer wie anderer Schmuck zu jener Zeit. Sie bestanden vorwiegend aus Metall, Tierknochen oder Holz und man benötigte sie, um reich geschmückte Diademe und feine Haarnetze ordentlich zu befestigen. Darüber hinaus hatten Haarnadeln aber noch eine ganze Reihe anderer Funktionen. So konnten sie etwa sowohl zum leichten Kräuseln der Haare, als auch zum Frisieren und Fixieren von Haarknoten oder Zöpfen verwendet werden, wobei diese oft so kompliziert gefertigt wurden, dass gleich mehrere Haarnadeln ihren Halt garantieren mussten. Die antiken Friseure waren stets darauf bedacht, dass die Nadeln in den fertigen Frisuren nicht zu sehen waren. Aus diesem Grund sind sie in den meisten Fällen relativ schmucklos gestaltet. Doch gibt es auch Einzelstücke, deren Enden dekorative Elemente oder gar kleine Figürchen zieren. Das vorliegende Exemplar wurde aus einem Schafsknochen gefertigt. Am Ende seines entasischen Schafts befindet sich ein geschnitztes Palmblatt, das an den Seitenkanten leicht gezackt ist. Haarnadeln mit solchen Enden wurden vielfach auch zweckentfremdet zum Auftragen von Salbe und Schminke verwendet. Auch konnten sie als Waffe oder Rachewerkzeug dienen. So schreibt etwa Ovid im dritten Buch seiner »Ars amatoria« von einer Dame, »die ihrer Dienerin das Gesicht mit den Nägeln zerkratzt und sie mit der Haarnadel, die sie an sich reißt, in den Arm« gestochen habe.



Römische Haarnadel
Datierung: Antike

Ein Wohltäter des Klosters



Als die reformatorischen Ideen Martin Luthers in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts virulent wurden, warb das Martinskloster mit seinen zwei größten Attraktionen um seine Gläubigen: dem von Adelheid von Besselich (1445-1525) gestifteten Kalvarienberg und den sterblichen Überresten des Hl. Magnerich. 1513 wurde die begehrte Reliquie des Klostergründers öffentlich in einer Heilumsweisung präsentiert, um die lange Tradition des Martinsklosters zu dokumentieren und Pilger anzulocken. Initiiert wurde die Reliquienschau durch den damaligen Erzbischof und Kurfürsten Richard von Greifenklau (1467-1531), dessen Wappen auf der Vorder- wie Rückseite des vorliegenden Pfennigs eingeprägt ist.



Böses Blut

Aderlass- oder Schröpfschnepper waren Werkzeuge, die sich noch im 19. Jahrhundert in medizinischem Gebrauch fanden. Mit den Klingen in verschiedenen Größen wurden die Haut und die darunterliegende Vene aufgeritzt, so dass Blut ungehindert herausfließen konnte. Egal ob man unter Fieber, Schwäche oder gar Hysterie litt, es wurde in der Vor-moderne höchstwahrscheinlich stets mit einem Aderlass behandelt. Der Aderlass war eine der ältesten, schon in den antiken Kulturen angewandten Heilmethoden. Auf der Grundlage der antiken Humoralpathologie, der Lehre von den vier Säften (Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle), sollte der Aderlass schädliche Körpersäfte aus dem Körper entfernen. Man ging davon aus, dass im Körper die vier Säfte zu gleichen Teilen vorhanden waren. Krankheiten entstanden dieser Auffassung nach durch ein vorherrschendes Ungleichgewicht zwischen den Körpersäften und es war die größte Bemühung der damaligen Ärzte, das Gleichgewicht der vier Säfte im Körper wiederherzustellen. Man ging davon aus, dass man mit der Austreibung des »materia peccans« – des sündigen Stoffes – den kranken Organismus heilen konnte. So musste zum Beispiel der kränkliche Ludwig XIII. in seinem Leben insgesamt 47 Aderlässe erdulden, während George Washington nach vier Aderlässen innerhalb von acht Stunden mit einem Blutverlust von circa 1.500 ml ohne jegliche Flüssigkeitszufuhr sogar verstarb. Im 18. und frühen 19. Jahrhundert, als Trier unter französischer Besatzung stand, wurden die Gebäude des Martinsklosters mitunter zu einem Lazarett umfunktioniert. So wurden etwa in den Jahren zwischen 1734 und 1737 insgesamt 1.100 Kranke im Martinskloster versorgt. Es ist ein Leichtes sich vorzustellen, dass auch dort Aderlässe an der Tagesordnung waren – etwas, das auch bereits im Benediktinerkloster praktiziert worden sein dürfte. Denn die Pflege der Kranken insgesamt, nicht nur die der eigenen, galt nach den Regeln des Hl. Benedikt, der »Regula Benedicti«, als eine der wichtigsten Aufgaben der Benediktinermönche.



Aderlass-Schnepper
Datierung: um 1800

Otto... find' ich gut.



Wie auf einem antiken Münzbild ist auf diesem um 1750 in Frankreich erschienenen Kupferstich das Bildnis Ottos II. (955-983) im Profil gezeigt. Der antikisierende Stil soll nicht nur an Kaiserporträts auf römischen Münzen erinnern, sondern den Dargestellten auch in die Tradition solch herausragender Persönlichkeiten wie Kaiser Augustus oder Kaiser Konstantin stellen und ihn auf gleiche Ebene mit ihnen heben. Als Sohn Ottos des Großen regierte Otto II. Ende des 10. Jahrhunderts das Heilige Römische Reich deutscher Nation und hatte während seiner kurzen, aber turbulenten Amtszeit mit allerlei politischen Auseinandersetzungen zu kämpfen. Um Ruhe und Stabilität in das Reich zu bringen, verließen sich seine Vorgänger in der Regel auf die Stärkung zentraler, strategisch wichtiger Orte ihrer Herrschaftsbereiche wie Pfalzen oder Marken. Otto II. hingegen förderte und reformierte allorts Klöster, und gab ihnen erstmals eine herrschaftstragende Rolle im Heiligen Römischen Reich. So wurden Abteien wie das Martinskloster in die kaiserliche Politik eingebunden, indem sie durch Erlasse des Kaisers neue Strukturen und Regeln erhielten. Ein Erlass Ottos II. ermöglichte es beispielsweise der Trierer Abtei, nach dem Einsatz Weltgeistlicher und dem Verlust großer Stücke an Landbesitz durch Erzbischof Heinrich, eine neue Selbstständigkeit wiederzuerlangen und den Klosteralltag erneut hauptsächlich geistlichen Prinzipien zu verschreiben.



Jede Gans hat ihren Martinstag

»Es tat sich auf das Nebenzimmer, / Und alles schrie: »Die Martinsgans!« / Dort auf dem Tisch, dem ausgestreckten, / Dem Ehrentisch, des Hauses Stolz, / Dem kirschenblütenweißgedeckten, / Dem Tisch aus derbem Eichenholz, / Da ruhte sie, scharmant zum Küssen, / Auf breiter Schüssel lag sie da, / Von allen leiblichen Genüssen, / Das Alpha und das Omega.«

So begrüßt der Cochemer Stammtisch, dem neben den Honoratioren der Stadt auch der zugezogene preußische Dichter Josef von Lauff (1855-1933) angehörte, die im jährlichen Ritual am Martinstag servierte Martinsgans in der Gastwirtschaft »Zur Goldenen Traube«. Noch heute ist dieses Ritual des Gänseessens am 11. November sehr beliebt. Josef von Lauff nimmt in seinem dreiteiligen Werk »Die Brixjade«, »Die Sauhatz« und »Die Martinsgans« das Leben der Cochemer Hautevolée auf die Schippe. Sein Vorbild ist der Schelmenroman »Jobsiade« von Carl Arnold Kortum (1745-1824), der 1784 darin das deutsche Spießertum und das Studentenleben parodierte. Im ersten Kapitel der »Martinsgans« besingt das lyrische Ich des Autors als Auftakt die Vorfreude auf das bevorstehende Gänseessen in geselliger Runde: »Und allwärts duftete der Braten der delikaten Martinsgans«. Den Verlauf des Abends besingt von Lauff in elf Dithyramben, Hymnen zu Ehren des Gottes Dionysos. Es fließt reichlich Wein und manche Fantasiegestalten erscheinen, darunter die Eumendien, ein sprechender Ofen, die Nemesis und die Martinsgans persönlich. Pünktlich um Mitternacht kündigt die Kuckucksuhr die Geisterstunde an; die Gans kann angerichtet werden. Nach dem Speisegang schrecken die wackeren Männer allerdings auf, als der Geist der soeben verspeisten Gans erscheint und sich über den Tod aller Martinsgänse beklagt. Ein letztes Mal stoßen die Männer auf die Gans an und singen das »Liedchen von der Martinsgans«.



Josef von Lauff
Die Martinsgans
Datierung: 1976

Buchen sollst du suchen

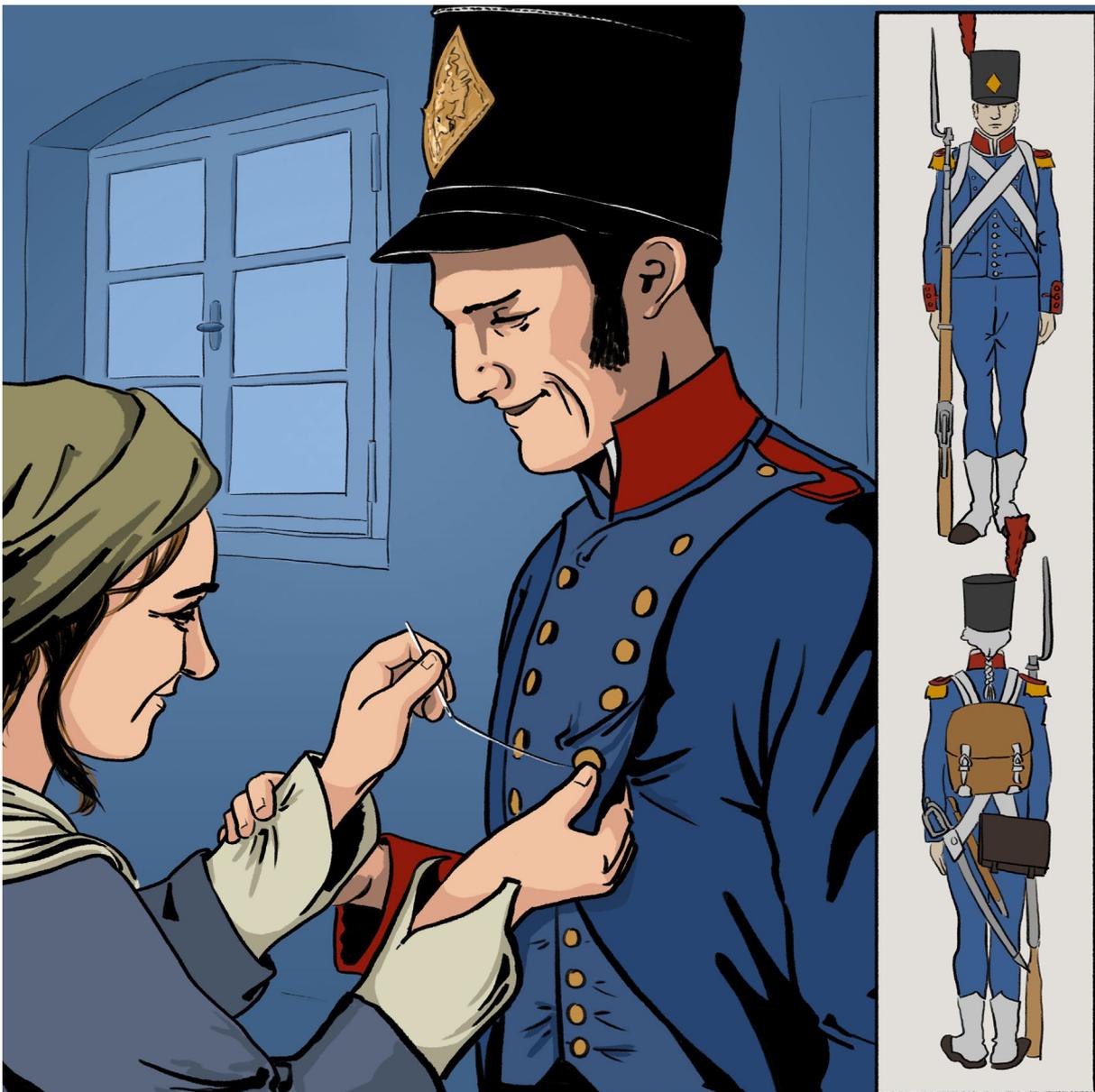


Seit im günstigsten Fall mehr als 300 Jahren ziert die imposante Buche bereits den Innenhof des ehemaligen Martinsklosters. Aufgrund der erkennbaren markanten orange-roten Blattfärbung im Herbst, ist sie unschwer als Blut- bzw. Purpbuche zu identifizieren. Nach genetischen Untersuchungen der Nordwestdeutschen Forstlichen Versuchsanstalt (NW-FVA) im Jahr der Drucklegung dieses Kataloges (2022) ist der faszinierende Baum, der als Pfropfling kultiviert wurde, dem Genotyp H zuzuordnen, der mehrmals in Bad Muskau und auch auf Rügen und in Wernigerode vertreten ist. Mit ihrer mächtigen Krone, die einen Durchmesser von 22 Metern aufweist, ist sie ein Wiedererkennungsmerkmal für das Martinskloster und Namensgeberin des neuen Studierendenwohnheims. Sie steht auf der Liste der Naturdenkmäler der Stadt Trier. Die gezeigte Farblithografie einer Blutbuche entstammt einem wissenschaftlichen Handbuch. Auf der Illustration wird in Farbe und en detail die Pflanze dargestellt, wobei ihre Blüten, Blätter und ihre Samen in verschiedenen Entwicklungsstadien und Zuständen gezeigt werden.



Uniformen tadellos

Als Trier 1794 von Truppen der französischen Revolutionsarmee eingenommen und besetzt wurde, zierten die Uniformen der Soldaten solche Messingknöpfe, wie der ausgestellte. Er gehörte zur Uniform eines französischen Linieninfanteristen. Auf ihm ist der Schriftzug »REPUBLIQUE FRANCAISE« zu lesen, der mehrere Symbole der Französischen Revolution umschließt. Im Zentrum steht ein Rutenbündel, in dem ein Beil steckt. Es soll Stärke durch Einheit repräsentieren und wird von einer phrygischen Mütze bekrönt. Die ursprünglich antike Kopfbedeckung war während der Französischen Revolution ein Sinnbild für Freiheit und Unabhängigkeit geworden. Das restliche Rund des Knopfes wird von einem Kranz aus Eichenlaub ausgefüllt. In der Französischen Revolution wurde das Liktorenbündel – so eine andere Bezeichnung für das Rutenbündel – zum Zeichen der Macht, die vom Volk ausging. Am 04. Oktober 1792 hatte der französische Nationalkonvent bestimmt, dass alle Waffengattungen der Republik künftig Uniformknöpfe mit dieser Beschriftung und diesen Symbolen zu tragen hatten. Sie waren also auch im Martinskloster allgegenwärtig, als die Franzosen es bei der Besetzung Triers als Kaserne nutzten.



Napoleonischer
Uniformknopf
Datierung: spätes 18. Jh.

Taler, Taler, du musst wandern

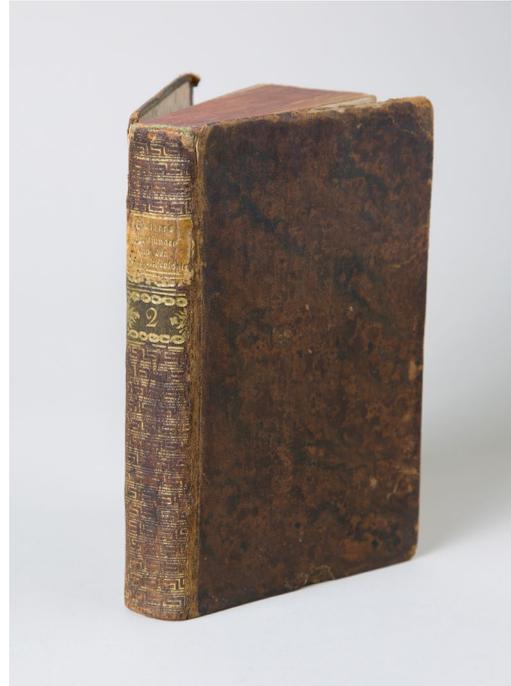


Auf diesem Taler von 1655 ist nicht Kaiser Ferdinand III. selbst dargestellt. Vielmehr ist er durch einige Insignien seiner Herrschaft gegenwärtig. Am 22. Dezember 1636 war er auf dem Regensburger Kurfürstentag zum römisch-deutschen König gewählt worden – auch von den Erzbischöfen von Mainz, Köln und Trier. Seit dem 13. Jahrhundert stand jenen Geistlichen gemeinsam mit ihren vier weltlichen Standesgenossen die Wahl des deutschen Königs zu. Letztere waren der Pfalzgraf bei Rhein, der Markgraf von Brandenburg, der Herzog von Sachsen und der König von Böhmen. Sowohl auf dem Avers, als auch auf dem Revers des gezeigten Talers ist die Kaiserkrone abgebildet, wobei den Avers ebenfalls ein gleicharmiges Kreuz ziert. Gegenüberliegend zur Krone befindet sich im Kreuzwinkel der Reichsapfel, in den anderen beiden Winkeln stehen die Ziffern 16 und 55, die zusammen das Jahr der Prägung ergeben. Der Revers trägt das heute nicht mehr erkennbare Wappen des Hauses Habsburg.



Und die Moral von der Geschicht'

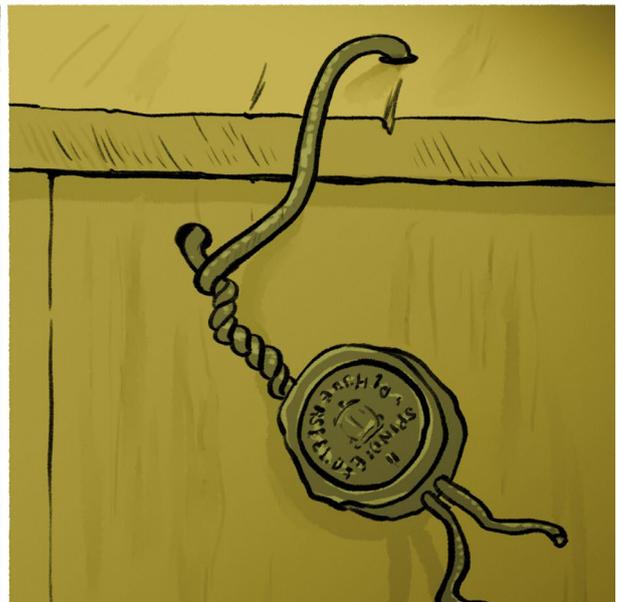
Im Jahr 1789 veröffentlichte Johann Michael Sailer (1751-1832) seine »Vorlesungen aus der Pastoraltheologie«, von der hier der zweite der insgesamt drei Bände gezeigt ist. Als »Pastoraltheologie« wird eine praktische Theologie bezeichnet, die alle Bereiche kirchlichen Handelns abdeckt. Sailer war ein Autor, dessen Idee eines unmittelbar erfahrbaren Glaubens bei den jungen Theologie-Studenten seiner Zeit ungemein gut ankam. Die von ihm gelehrt Pastoraltheologie sollte »Volkstheologen« ausbilden, die »das Wort Gottes an alle Menschen für den Verstand des Volkes fassbar, für die Imagination des Volkes behaltbar, für das Gemüth des Volkes genießbar, für das Leben des Volkes anwendbar« darlegen sollten. Der damalige Erzbischof und Kurfürst von Trier, Clemens Wenzeslaus (1739-1812) hatte Sailer 1784 als Professor der Pastoraltheologie und Moralphilosophie an der Universität in Dillingen eingesetzt, das zu seinem Herrschaftsbereich gehörte. Hier wurde Sailer zum Zentrum einer Reformgruppe, die sich durch ihre kritische Einstellung gegenüber kirchlichen Missständen, ihre Suche nach einer Erneuerung der verknöcherten Theologie und ihren Mut zur Auseinandersetzung mit den zeitgenössischen Geistesströmungen auszeichnete. Der beachtliche Zulauf zu seinen Vorlesungen brachte Sailer jedoch Missgunst – seine Gegner, die die Aufklärung allgemein verteidigten, schwärzten den Gelehrten beim Erzbischof als »Illuminaten« an. Dieser war schließlich durch die Ereignisse der Französischen Revolution so eingeschüchtert, dass er Sailer trotz seiner früheren Aufgeschlossenheit für Reformen entließ. Wie sehr der Vorwurf, zu wenig katholisch zu sein, den Professor traf, klingt aus folgenden Zeilen heraus: »Ich kann unmöglich mehr.« Und weiter: »Als mich der Churfürst von Trier wegwarf im Jahre 1794, da hoben viele sich in die Höhe, die vorher mit mir krochen.« Es heißt, Sailer habe das Volk wieder beten gelehrt und Brücken zwischen den Konfessionen gebaut.



Sicher ist sicher



Plomben werden bis heute im Handel oder beim Zoll zum Verschluss von Waren oder Behältern verwendet. Diese Art von Verschluss macht es möglich zu erkennen, ob Behälter durch unbefugte Hände geöffnet wurden, bevor sie beim Endverbraucher angekommen sind. Während Plomben mittlerweile überwiegend aus Kunststoff bestehen, sind die vorliegenden Exemplare aus Blei (lat. Plumbum), woher sich auch ihr Name ableitet. Es sind kleine Bleischiebchen mit zwei Bohrungen, durch die hindurch die beiden Enden eines Drahtes geführt werden, sodass der Draht eine geschlossene Schlaufe bildet. Anschließend wird die Bleischiebe mit einer Zange zusammengedrückt, die gleichzeitig einen Stempel auf die Plombe prägt und die Drahtenden fixiert. Nun kann die Plombe nur noch durch die Beschädigung des Bleistücks oder des Drahtes geöffnet werden. Diese ausgestellten Plomben stammen aus der Zeit Napoleons. Einer Zeit, in der Trier und das Umland unter französischer Herrschaft stand und die Wirtschaft durch einen regen Handel aufblühte.



Einer für alle, alle für einen

Diesen Spruch bringt man auf Anhieb mit den berühmten drei Musketieren des Schriftstellers Alexandre Dumas (1802-1870) in Verbindung. Infanteriesoldaten wie die Musketiere, die ihren Namen durch die von ihnen getragene Schusswaffe, die Muskete, erhielten, mussten auch in der realen Welt zusammenarbeiten. Das lag aber weniger an einer tatsächlich von ihnen unternommenen Verschwörung gegen den französischen König, als vielmehr an der Art der von ihnen verwendeten Waffe. Bei einer Muskete handelt es sich um ein Vorderladergewehr. Um es zu laden, muss man Schießpulver vorne in den Lauf füllen, danach eine mit Dämmmaterial umwickelte Bleikugel nachschieben und mit einem Ladestock feststopfen. Am hinteren Ende des Laufs befand sich eine Zündpfanne, die nur durch eine kleine Bohrung an der Rohrwand mit dem Inneren des Laufs verbunden war. Der Musketier musste, um einen Schuss abzugeben, zuerst feinkörniges Schießpulver auf die Zündpfanne schütten und dieses dann mit Hilfe einer Lunte zünden. Der Ladevorgang war insgesamt recht zeitaufwendig und konnte jeweils bis zu einer Minute oder sogar länger dauern. Die Schussreichweite lag bei ungefähr 350 m. Um also im Gefecht einen Kugelhagel aufrechtzuhalten und sich somit vor gegnerischem Beschuss zu schützen, mussten die Musketiere immer dann schießen, während ein anderer am Nachladen war. Die Musketenkugeln wurden aus Blei gegossen und anschließend von jedem Soldaten selbst mit Feilen oder Hämmern nachbearbeitet. Da es keine genormten Läufe gab, mussten sie jeweils dem eigenen angepasst werden. Kugeln, die ihr Ziel nicht trafen, blieben auf dem Schlachtfeld liegen.



Musketenkugeln
Datierung: 18. Jh.

Der schöne Johann



1581 wurde Johann VII. von Schönberg (1525-1599) als Nachfolger von Jakob III. von Eiltz Kurfürst und Erzbischof von Trier. Im folgenden Jahr führte er im Kurfürstentum den gregorianischen Kalender ein, der das Kalenderjahr besser an das Sonnenjahr anglich als der julianische Kalender, den viele orthodoxe Kirchen noch heute verwenden. Die Umstellung, bei der einige Tage einfach übersprungen bzw. ausgelassen werden mussten, erfolgte im Sinne der Kirche im Oktober, einem Monat mit wenigen Heiligenfesten.

Wie schon sein Vorgänger war Johann VII. ein überzeugter Anhänger der Gegenreformation. Er förderte und nahm Einfluss auf alle geistlichen Organisationen Triers, so auch auf das Martinskloster. Während seiner fast zwanzigjährigen Amtszeit formierte er zahlreiche kirchliche Seelsorgeorganisationen und Priesterseminare. Andersgläubige wurden vom Kurfürsten nicht geduldet und sogar des Landes verwiesen.

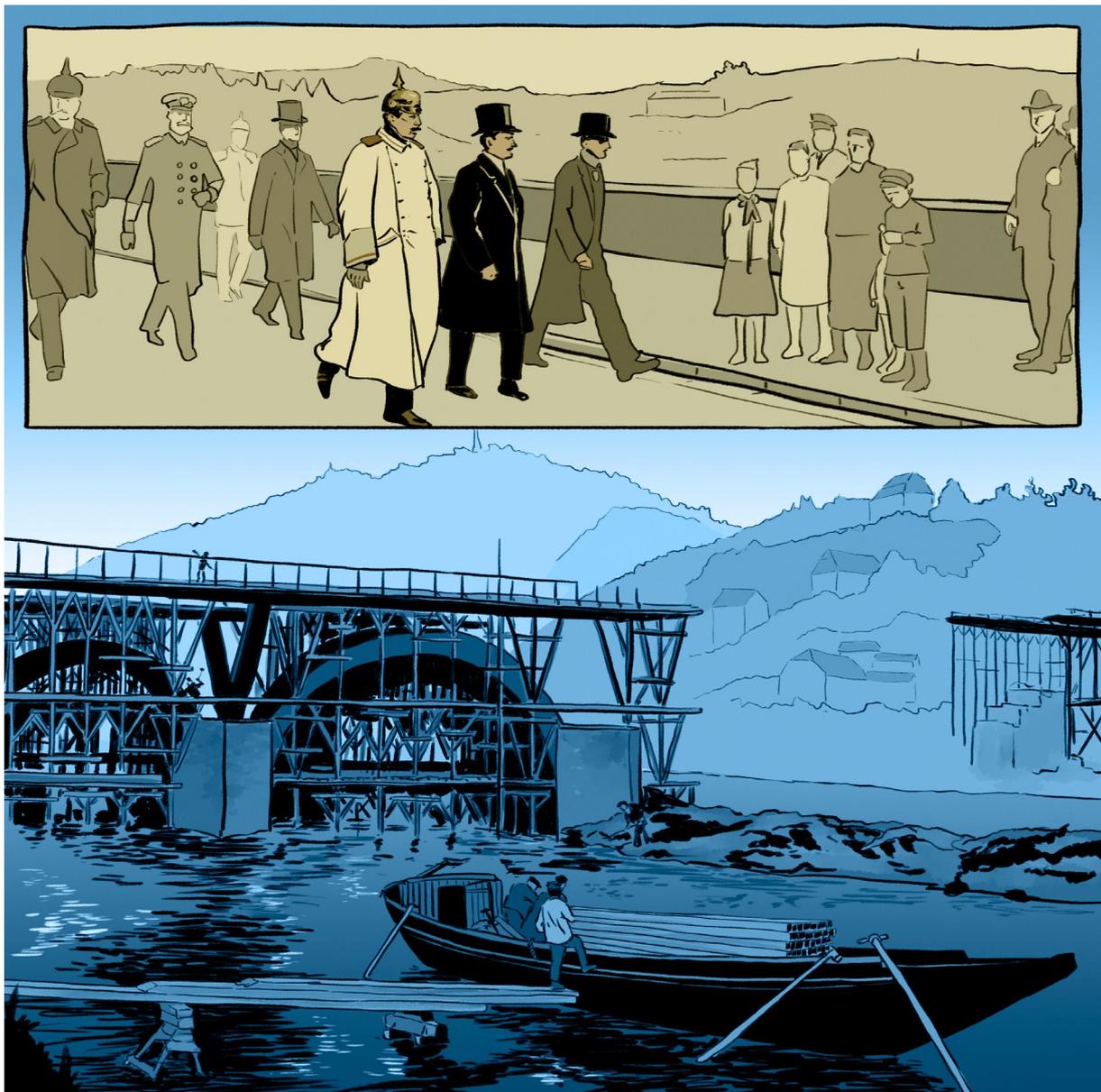
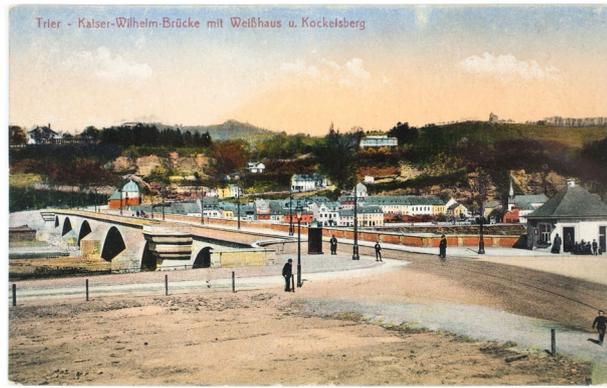
Während Schönbergs Zeit als Erzbischof und Kurfürst kam es im Trierer Raum zu Hexenverfolgungen, die 1584 durch die Hexenbulle von Papst Innozenz VIII. noch verstärkt wurden. Zwischen 1586 und 1594 wurden in Trier 306 Hexen verurteilt und hingerichtet, die mitunter für die herrschenden Hungersnöte verantwortlich gemacht worden waren. Für diese unschuldig Verurteilten wurde 2015 am Porta-Nigra Platz eine Gedenktafel aufgestellt.



Kupferstich
Kurfürst Johann VII.
von Schönberg
Datierung: 1590 / 1600

Über diese Brücke sollst du geh'n

Die Postkarte von 1918 zeigt die Kaiser-Wilhelm-Brücke mit den dahinterliegenden Felsen des Stadtteils Pallien. Sie macht uns deutlich, wie sehr sich der Ausblick vom Kloster aus im letzten Jahrhundert verändert hat. Als die Kaiser-Wilhelm-Brücke, eine Eisenbetonkonstruktion mit Natursteinverblendung, 1912 erbaut wurde, wandelte sich das Martinsufer endgültig vom ruhigen Randbezirk der Stadt zu einem der Hauptverkehrsknoten Triers. Die Brücke verband und verbindet noch immer das Moseltal mit den Höhendörfern des Bitburger Landes. Bereits im 19. Jahrhundert bestanden Forderungen nach einem zweiten Moselübergang neben der Römerbrücke und es wurde ein Wettbewerb für die Ausführung einer neuen Brücke ausgeschrieben, die den ab 1906 offiziell als »Martinsufer« getauften Bereich mit dem westlichen Stadtteil Trier-Pallien verbinden sollte.

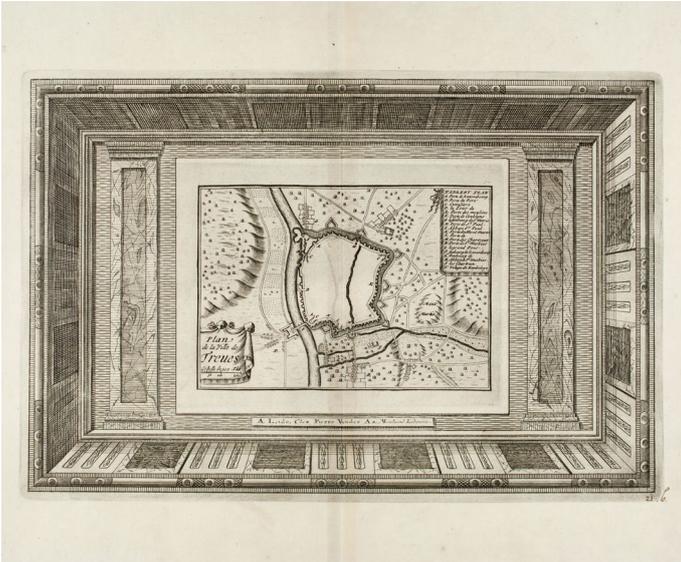


Ansichtskarte
Kaiser-Wilhelm-Brücke
Datierung: 1918

Trier auf Französisch

Pieter van der Aa (1659-1733) war ein niederländischer Buchdrucker, Verleger und Buchhändler. Er betrieb mit seinen Brüdern eine Offizin und Buchhandlung im niederländischen Leiden. Aus seinem Verlag stammt der angelegte »Plan de la Ville de Treves«, wobei das Umland und die Stadtmauern mit ihren Toren und Festungswerken im Fokus stehen. Das Bild erscheint durch sein aufwendiges perspektivisches Rahmenwerk wie in einer Wandnische hängend und von zwei marmornen Pilastern links und rechts flankiert. Der Plan ist genordet und zeigt die Stadt vor der Belagerung von 1674. Die verschiedenen Zugänge und Tore der Stadtmauer sind mit Buchstaben versehen und durch eine Legende in französischer Sprache am oberen Seitenrand rechts erläutert. Auffallend ist der längs durch die Stadt führende Bachlauf, der an der Porta Nigra, hier als »Porta St. Paul« bezeichnet, im Norden unterhalb der Mauern mit der Gräfte dort in Verbindung steht. Er wird – so zeigt es der Plan – im Süden von dem aus östlicher Richtung kommenden Olewiger Bach gespeist.

Stadtbefestigungen wurden im Verlauf der Geschichte immer den neuesten Angriffswaffen angepasst und so wurden die Anlagen stetig optimiert. Das außerhalb der Stadtmauer gelegene Martinskloster wurde nach 1673 ebenfalls mit Bastionen und Schanzen stark befestigt. Auf dem vorliegenden Plan ist es selbst zwar nicht eingezeichnet, doch erkennt man an der nordwestlichen Ecke der Stadtbefestigung, wo die Abtei lag, die zu dieser Zeit dort vorhandenen Mauern, prominent und weit in die Mosel auskragend.



Kupferstich
Pierre van der Aa
Datierung: 1729

Mit Brief und Siegel

Mit einem Siegel aus Wachs konnte das unbefugte Öffnen eines Briefes zwar nicht verhindert, allerdings der illegale Akt des unbefugten Öffnens dokumentiert werden. Denn nur durch das Beschädigen des Siegels konnte man des Inhaltes habhaft werden. Ein intaktes Siegel bestätigte, dass das Objekt nicht von jemandem geöffnet worden war, bevor der rechtmäßige Empfänger es erhalten hatte. Insofern sind ein Schloss und ein Siegel von ihrer Verwendung her mit einander verwandt. Gleichzeitig gab ein Siegel Auskunft über den Absender bzw. Auftraggeber, da der Siegelstempel, den man auch zum Festdrücken des Waxes benötigte, in der Regel ein Wappen oder ein Symbol enthielt, das auf seinen Besitzer hindeutete, ihn meistens sogar erkennbar machte. Das Siegel wurde somit zum persönlichen Identifikationsmerkmal und musste stets bei sich getragen werden, um Identitätsdiebstahl und anderem Missbrauch vorzubeugen und so zu vermeiden. Man begann schon früh, das Siegel als Ring zu tragen, um es immer bei sich zu wissen. Durch die Verwendung des Siegelrings als Autoritäts- und Identifikationsmerkmal wurde er zu einem symbolischen Gegenstand. Wer einen Siegelring trug, zeigte damit, dass er über Macht verfügte und in der Position stand, wichtige Botschaften versenden zu können oder einen Rechtsakt beglaubigen zu können. Ein Bauer oder einfacher Handwerker hatte für einen Siegelring keine Verwendung. Der wohl wichtigste Siegelring im Kirchenalltag war der Bischofsring, den ein Bischof mit seiner Weihe erhält. Dieser Ring war zugleich ein Symbol für seine hohe soziale Stellung, als auch für seinen Rang innerhalb der Kirchenhierarchie als klerikaler Behüter und Aufseher über die Christen eines bestimmten Landstrichs oder Territoriums sowie als Sinnbild für die geistige Ehe des Bischofs mit der Kirche.



Lasset die Schäflein zu mir kommen



Ein Hirtenbrief ist ein Schreiben eines Bischofs an seine Gemeinden bzw. an die Gläubigen seines Bistums. Als Leiter eines Bistums äußert er sich darin zu Problemen der Zeit, zu theologischen und politischen Fragen. Ihr Vorbild haben die Hirtenbriefe in den Apostelbriefen des Neuen Testaments, wie den sogenannten »Römerbriefen« des Apostels Paulus an die Gemeinde in Rom. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts war das Bistum Trier ein Erzbistum und das gesamte kirchliche Leben – auch das im monastischen Bereich des damaligen Martinsklosters – war dem Erzbischof untergeordnet. Der letzte Erzbischof von Trier war Clemens Wenzeslaus August Hubertus Franz Xaver von Sachsen (1739-1812). Als Sohn des Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen und König von Polen geboren, wurde er 1764 zum Priester geweiht und erhielt 1766 die Bischofsweihe. Zwei Jahre später wurde er zum Erzbischof und Kurfürst von Trier gewählt, woraufhin er seine Ämter als Bischof von Regensburg und Freising, die er bereits 1763 erhalten hatte, zugunsten Triers aufgab. Nicht wie andere, aus regierenden Herrscherhäusern stammende Kleriker, die hohe kirchliche Ämter im Wesentlichen aus machtpolitischen Gründen annahmen, galt Clemens Wenzeslaus als ein frommer, den Ausgleich suchender Kirchenfürst. Mit ihm hielt die katholische Aufklärung Einzug in das Kurfürstentum Trier. Bereits in seinem ersten Amtsjahr erließ er für die Universität Trier, die Gymnasien in Trier und Koblenz sowie die Volksschulen im Land Reformprogramme. 1784 folgte ein Toleranzedikt, das wirtschaftlich potenten Protestanten den Zuzug in den Trierer Raum gestattete. Erst mit dem Ausbruch der französischen Revolution begann Clemens Wenzeslaus seine Reformmaßnahmen wieder zurückzunehmen. Er und seine Berater sahen in der Aufklärung fortan einen Wegbereiter revolutionären Gedankenguts und fürchteten ein Übergreifen kirchenfeindlicher Ideen aus dem Nachbarland. 1801 wurde Clemens Wenzeslaus seiner erzbischöflichen Würde enthoben, 1803 wurden in Deutschland alle geistlichen Fürstentümer und Klöster, so auch das Martinskloster, säkularisiert. Der letzte Trierer Kurfürst starb 1812 im Allgäu.



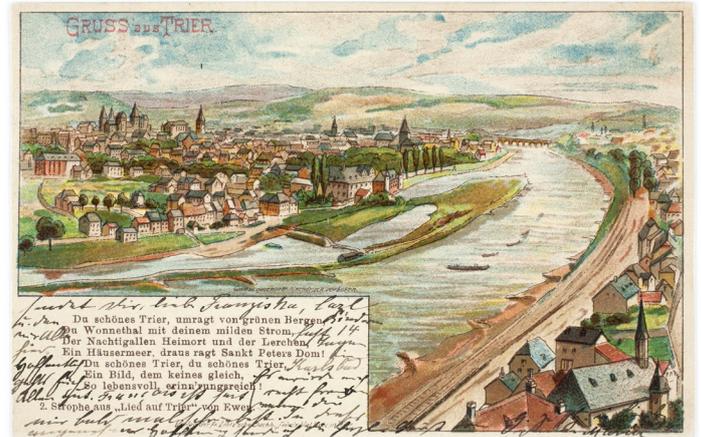
Hirtenbrief
Datierung: 1780

Was für ein Panorama!



»Du schönes Trier, umragt von grünen Bergen, / Du Wonnethal mit deinem milden Strom, / Der Nachtigallen Heimatort und der Lerchen, / Ein Häusermeer, draus ragt Sankt Peters Dom! / Du schönes Trier, du schönes Trier, / Ein Bild, dem keines gleich, / So lebensvoll, erinn'ungsreich!«

So pathetisch preist der heute weitgehend unbekannte Trierer Dichter Joseph Ewen, der Gründer des »Vereins Trierisch«, in der zweiten Strophe seines »Liedes auf Trier« die historische Stadt. Abgedruckt sind die Verse auf der Ansichtsseite dieser Postkarte von 1899, die auch bildlich einen zum Text passenden, idyllisch wirkenden Eindruck der Stadt, gesehen von den Höhen des Weißhauses aus, vermittelt. Dargestellt ist in sanft aquarellierter Kolorierung das Moselufer mit dem Stadtzentrum auf der linken Seite und – wie so häufig – die den Rand der Stadt prägende Spätrenaissancefassade des Martinsklosters.



Postkarte
Ostpanorama mit Mosel
Datierung: 1899

»Vor Rom stand Trier 1.300 Jahr.«



Während sich das Kloster Sankt Martin Mitte des 15. Jahrhunderts in einer der tiefsten Krisen seiner Geschichte befand und der Konvent der Abtei so stark reduziert war, dass Mönche aus St. Eucharius/St. Matthias dorthin abgeordnet werden mussten, um den Betrieb aufrechtzuerhalten, arbeitete der Humanist und Mediziner Hartmann Schedel (1440-1514) in Nürnberg daran, die Vorlage für ein gedrucktes Buch zu redigieren, das einmal der bedeutendste illustrierte Wiegendruck werden sollte: die nach ihm benannte »Schedelsche Weltchronik«. Ausgestellt sind hier zwei Blätter der lateinischen Ausgabe von 1493, die von den Entstehungsgeschichten der Städte Trier und Damaskus handeln und diese in jeweils einem Holzschnitt abbilden. Die Schrift kündigt zu Beginn eine Chronik an, die geschichtliche Ereignisse nacherzählt und dabei ein besonderes Gewicht auf die »beschreibung der berühmtesten und namhaftigsten stett« legt – und dazu gehörte selbstverständlich auch Trier. Keineswegs einer realistischen Stadtsicht entspricht beispielsweise die Darstellung der Stadt Trier. Die Gründungssagen der Städte Trier, Damaskus und Babylon werden mit der Ausbreitung des assyrischen Reiches und der Geschichte der Königin Semiramis verbunden. Nach dem Tod ihres Mannes Ninus regierte sie für ihren unmündigen Sohn Ninias und soll ihren Schwager Trebata aus Assyrien vertrieben haben, der dann auf seiner Wanderschaft nach Belgien gekommen sei und von dort aus unter anderem Trier gegründet habe. Eine weitere Verbindung zu dieser Epoche wird durch die Nachricht hergestellt, dass man in Trier »gebackene Ziegel« gefunden habe, wie man sie aus den Mauern von Babylon kennen würde. Insgesamt führte diese sagenhafte zeitliche Verortung zu der in Trier geläufigen (und auf der Fassade der Steipe nachlesbaren) Behauptung, dass Trier bereits 1300 Jahre vor Rom bestanden habe. Weitere Angaben zu Trier entstammen der römischen bzw. christlichen Epoche. So ist etwa von der Porta Nigra die Rede – »Ein Pforte aus ungläublicher Größe der Steine mit Eisen zusammengefüget«, was bauhistorisch nicht korrekt ist – sowie von der Simeonskirche, die im 11. Jahrhundert das antike Stadttor überformte.



Schedelsche Weltchronik:
Trier und Damaskus
Datierung: 1493

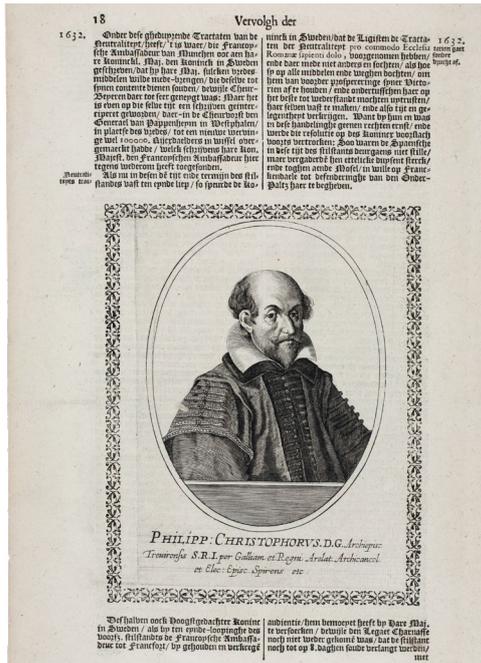
Der Heilige von Trier

Der Hl. Simeon verstarb 1035 in dem wohl prominentesten Gebäude Triers, der Porta Nigra. Dort als Eremit eingeschlossen, verbrachte er die letzten viereinhalb Jahre seines Lebens in ihrem Inneren, um religiöse Erfüllung zu erlangen. Aufgrund seiner »vorbildlichen Frömmigkeit« wurde Simeon bereits wenige Monate nach seinem Tod durch Papst Benedikt IX. heiliggesprochen. Simeon wurde in Syrakus auf Sizilien als Sohn griechischer Eltern geboren. Seine theologische Ausbildung absolvierte er in Konstantinopel. Nach seiner Aufnahme in das Katharinenkloster auf dem Sinai entschied er sich für ein Leben als Eremit und Pilger. Auf den von ihm unternommenen Reisen legte er – so die Legende – schätzungsweise 25.000 Kilometer zurück. Über den Abt des Trierer Martinsklosters namens Eberwin, den er auf dessen Rückreise von Jerusalem kennenlernte, kam Simeon in Kontakt mit dem Trierer Erzbischof Poppo von Babenberg (986-1047), der später eine Vita Simeons verfasste. Diesen begleitete er sodann auf dessen Pilgerfahrt ins Hl. Land. Nach der gemeinsamen Rückkehr an die Mosel ließ sich Simeon 1030 in den Ostturm der Porta Nigra einschließen. Bei dem um 1620 entstandenen Kupferstich handelt es sich um eine gegenüber seinem Vorbild seitenverkehrte und motivisch leicht abgewandelte Kopie des 17. Blattes aus Johannes (1550-1601) und Raphael Sadeler's (1560-1622/32) Serie »Sylvae Sacrae: monumenta sanctoris philosophiae quam severa anachoretarum disciplina vitae et religio docuit« nach Entwürfen des Niederländers Maerten de Vos (1532-1603). Sie ist im Pariser Verlag Jean Leclerc IV. (1560-1620/21) erschienen (Hollstein 1017, Copy b II) und zeigt Simeon als Einsiedler auf dem Sinai, dessen Landschaft der Künstler vollständig erfunden hatte.



Kupferstich Eremit
Simeon v. Trier
Datierung:1620

Ein Bischof zwischen den Fronten



Bevor die Erfindung und technische Weiterentwicklung der Fotografie bis hin zur mobilen Kamera es möglich machten, mit einem Knopfdruck nahezu jeden Augenblick festzuhalten, war die Nachfrage nach Druckgrafiken groß. Im Gegensatz zu Gemälden war es mit den Techniken von Holzschnitt, Kupferstich und Radierung möglich, auch Porträts in hoher Auflage in identischen Abzügen zu vervielfältigen und in Umlauf zu bringen. So ist der gezeigte – möglicherweise von Matthäus Merian (1593-1650) gefertigte und in seiner Ausführung eher schlicht gehaltene – Kupferstich, der den Kurfürsten und Erzbischof Philipp Christoph von Sötern (1567-1652) darstellt, Teil eines zwischen 1642 und 1643 in Amsterdam erschienenen Buchs, das sich mit der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland beschäftigt. Philipp Christoph von Sötern war eine wichtige Figur in dieser ursprünglich konfessionell motivierten Auseinandersetzung, die die Situation in Europa grundlegend veränderte und eine massenhafte Bevölkerung in Mitteleuropa bewirkte. Sein Porträt findet sich dort im mit »Sommarie of kort Inhout van 'tjaer 1632« betitelten Kapitel. Während des Dreißigjährigen Krieges lag Trier äußerst ungünstig zwischen den Großmächten Spanien und Frankreich, die beide das Bistum für sich beanspruchten, um daraus jeweils einen strategischen Vorteil für die Einnahme weiterer Gebiete zu gewinnen. Als von Sötern 1632 ein Beistandsangebot Frankreichs annahm, führte dies prompt zu einem Zerwürfnis mit dem Domkapitel, das sich auf spanischer, d. h. kaiserlich-habsburgischer und damit katholischer Seite positioniert hatte. Diese Auseinandersetzung führte drei Jahre später zu von Söterns Verhaftung, die diplomatisch-realistisch so große Kreise zog, dass sie den offenen Krieg zwischen Spanien und Frankreich auslöste.



Kupferstich
 Philipp Christophorus
 Kurfürst von Trier
 Datierung: 1720

Gute Zucht, gold'ne Frucht



»Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben.« Dieser Text aus dem Johannes-Evangelium verdeutlicht die enge Verbindung von Theologie und Arbeit im Weinberg. Wein war ein wichtiges Lebensmittel im Alltag wie bei Messfeiern. Die Herstellung des Messweins erfolgte nach bestimmten Regeln. Er musste naturrein und ohne Zusätze vergoren sein. Erst nach erfolgter Kontrolle durfte der Messwein verwendet werden. Auch das Kloster St. Martin verpachtete einige Weinberge (bspw. bereits im 11. Jh. in Pallien, Kürenz und Irsch) und erhielt bis zu einem Drittel der Erträge, die 1783 die zweitwichtigste Einnahmequelle des Klosters waren. Die Trauben der Pächter wurden in den drei eigenen Kelteranlagen der Abtei gepresst, die sich in unmittelbarer Nähe zu den Weinbergen befanden. Ertragreiche Weinberge stellten für ein Kloster eine wichtige wirtschaftliche Grundlage dar. In den Pachtverträgen wurden Pflege und Bearbeitung der Parzellen genau festgelegt. Bei Erntemengen über den Eigenbedarf hinaus konnte der Wein auf dem örtlichen Markt lukrativ

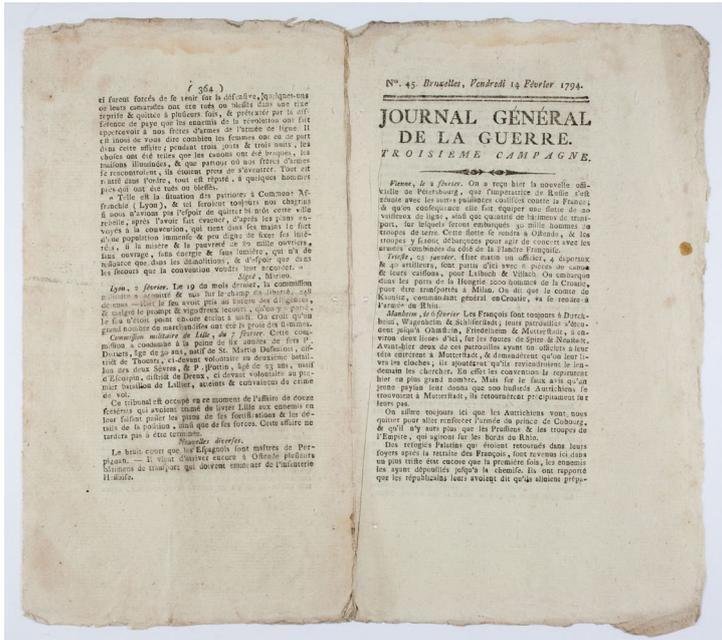
verkauft werden. Ein bis heute wichtiges Werkzeug in vielen Wein- und Obstbauregionen ist das Rebmesser, an der Mosel auch Hippen oder Harpen genannt. Das sichelförmige Messer – hier gezeigt ohne den erforderlichen Holzgriff – wird für den Rebschnitt verwendet, eine wichtige Kulturmaßnahme im Weinbau, um die Fruchtbarkeit des Rebstocks optimal zu fördern und zu regulieren. Die Römer nannten das Messer »Sicilis«, woraus sich die Bezeichnung »Sichel« ableitet. Mit dem Rebmesser wurde der Rebstock in Form gebracht, die Trauben geerntet, aber auch Weidenzweige geschnitten, die zum Anbinden der Triebe genutzt wurden. Rebmesser gibt es in unterschiedlicher Größe, Krümmung der Sichel und Griffänge, jeweils auf die verschiedenen Arbeiten im Weinberg angepasst. Mit dem hier vorliegenden Messer wurden sicher im Sommer Laubarbeiten im Weinberg durchgeführt. Überflüssige Blätter und Zweige werden dabei abgeschnitten, um die Licht- und Luftzufuhr am Rebstock zu vergrößern und somit den Ertrag zu erhöhen.



Rebmesser
Datierung: 18. / 19. Jh.

Breaking News

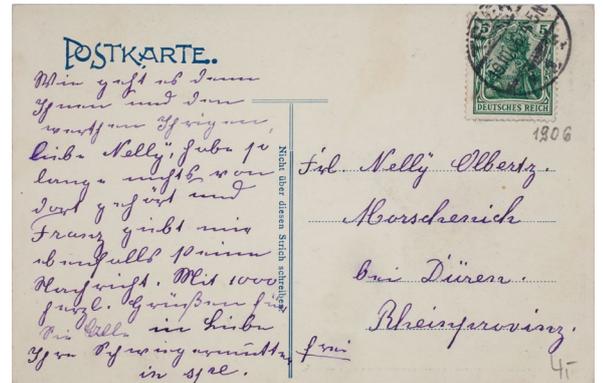
Das allgemein wohl bekannteste Ereignis der französischen Geschichte ist sicherlich die Französische Revolution, die die Herrschaftsverhältnisse in Frankreich radikal veränderte. Bereits unmittelbar nach der Erstürmung der Bastille setzt eine Auswanderungswelle ein, in deren Verlauf zuerst Adlige und Geistliche das Land verließen. Später kamen dann auch Angehörige der übrigen Stände hinzu. Abertausende von Flüchtlingen verteilten sich auf die an Frankreich angrenzenden Länder und Territorien. Sogar bis nach Russland verschlug es Emigranten, immer allerdings mit der Hoffnung auf eine baldige Rückkehr nach Frankreich. Das »Journal général de la guerre« war eine Zeitschrift der in Brüssel gestrandeten »Émigrés«. In seiner Ausgabe vom 14. Februar 1794 bietet es unterschiedliche Berichte aus den verschiedenen Städten Europas, in denen sich Emigranten aufhielten. Interessant ist die Meldung vom 06. Februar aus Trier. Zusammengefasst lautet die Nachricht in etwa: »Ab und zu noch kleinere Alarme, die uns beunruhigen. Gestern teilte man uns mit, dass die Carmagnoles [eine damals geläufige, allerdings abschätzig gemeinte Bezeichnung für die Jakobiner] sich mit Macht unseren Grenzen nähern; sogleich setzten sich die hier befindlichen kaiserlichen Truppen in Marsch um ihnen entgegen zu gehen, aber sie sind heute zurückgekehrt. Und wir erfahren, dass der Feind noch keine Bewegung nach vorne macht, sondern sich darauf beschränkt, viele Truppen in den Festungen zu sammeln. In Thionville sind schon 14.000 Männer. Man glaubt, dass diese Streitmacht in den Niederlanden gegen die Armee des Prinzen von Coburg agieren soll. Einige unserer Einwohner haben ihre wertvollsten Güter mitgenommen, um sie in Sicherheit zu bringen. Ein Reisender, der heute aus Luxemburg angekommen ist, berichtet, dass die Einwohner Befehl erhalten haben, sich für drei Monate zu verproviantieren, und dass alle Fremden die Stadt binnen 24 Stunden verlassen müssen.«



Journal général de la guerre
 Datierung: 1794

Verkürzt die Zeit im Fegefeuer

Als diese Ansichtskarte 1906 beschrieben wurde, stand das Gebäude des ehemaligen Klosters den Bewohnern Triers als Wohnraum zur Verfügung. Unter den Bewohnern fanden sich u. a. die Witwe Hupperschwiller, die zuvor mehrere Jahrzehnte lang einen Gastronomiebetrieb und eine Badeanstalt, in der dem Kloster gegenüberliegenden Stadt- oder Martinsmühle, geführt hatte, oder der junge Karl Stein, der später Gerichtsassessor wurde und in den Abteigebäuden ein Versicherungsamt und Militärversorgungsgericht leitete. Zu diesem Zeitpunkt stand bereits seit mehr als 400 Jahren der auf der Postkarte abgebildete Kalvarienberg an der Stelle, wo neben ihm früher der westliche Abschluss der Abteikirche gestanden hatte. Als Kalvarienberg wird eine etwa lebensgroße Nachbildung Golgathas, dem Kreuzigungsort Christi bzw. die plastische Darstellung einer Kreuzigungsgruppe bezeichnet. Gestiftet wurde diese Kreuzigungsgruppe im Jahre 1498 von der Trierer Bürgerin Adelheid von Besselich (*1445), die in ihrer Zeit als wohlhabende Gönnerin der Stadt bekannt war. Die "Attraktivität" der Kreuzigungsgruppe für gläubige Christen wurde zum Zeitpunkt ihrer Errichtung dadurch gesteigert, dass ein vor ihr gesprochenes Gebet als fegefeuerverkürzender Ablass gewertet wurde - "Feiertagszuschläge" inklusive. Mehrere Jahrhunderte blieb der Kalvarienberg unangetastet vor dem Martinskloster stehen. Im Zuge der Französischen Revolution wurde in den 1790er Jahren der rechts von Christus gekreuzigte Schächer von einem französischen Soldaten zerstört und erst 100 Jahre später, um 1880, durch eine neue Figur ersetzt. In der Zwischenzeit vollzog die Kreuzigungsgruppe allerdings mehrfache Ortswechsel. So stand sie 1811 vor der St. Nikolaus-Kapelle in Zurlauben bevor sie 1819 wieder an ihre ursprüngliche Position zurückkehrte. Seit 1986 steht die Kreuzigungsgruppe in der Trierer St. Paulus-Kirche, während an ihrer ursprünglichen Stelle heute ein Replikat steht.



Ansichtskarte
Kreuzigungsgruppe
Datierung: 1906

Noch ein Fürst von Metternich



Mit Lothar von Metternich gelangte 1599 ein Mann auf den Trierer Bischofssitz, der die Balance zwischen geistlicher und weltlicher Machtausübung deutlich besser beherrschte als sein Vorgänger Johann von Schönenberg. Politisch gesehen befand sich Trier zu jener Zeit in einer äußerst prekären Lage: Die Stadt verzeichnete eine Reihe von Missernten, worunter nicht nur die Bevölkerung, sondern auch die Wirtschaft erheblich litt. Steuergelder versiegten, der Münzwert sank dramatisch und es gab territoriale Streitigkeiten mit dem benachbarten Luxemburg, das um seine Unabhängigkeit kämpfte. Als Erzbischof schlug von Metternich einen neuen Kurs ein, der die Jesuiten als religiöse Machtgröße in Trier stärkte, die gänzlich anderen Ordensregeln folgten als die alteingesessenen Benediktiner. Statt fern von weltlichen Angelegenheiten zu beten, mischten sich die Jesuiten aktiv unter die Trierer Bevölkerung, um in Zeiten der Konfessionalisierung den Katholizismus als Religion der Mehrheit zu bewahren. So beeinflussten sie im 17. Jahrhundert wie kein anderer Orden die gesellschaftliche und politische Lage Triers: Während sich die Benediktiner zur Klausur in die Abgeschiedenheit des Martinsklosters und der drei anderen ihrem Orden zugehörigen Abteien der Stadt zurückzogen, bekleideten die Jesuiten hohe Stellungen an der alten Universität und sorgten auch durch aktive Seelsorge und Beichtabnahmen dafür, dass der Katholizismus weiterhin maßgeblicher Bestandteil der örtlichen Alltagskultur blieb. All das geschah mit dem Segen Metternichs, der seine Ausbildung und Erziehung im Trierer Jesuitenkolleg erhalten hatte. Sogar über seinen eigenen Tod hinaus verschrieb sich von Metternich den Jesuiten. Als er 1623 nach langer Krankheit verstarb, wurde sein Herz in der Trierer Jesuitenkirche beigelegt, während sein Körper im Trierer Dom zur letzten Ruhe gebettet wurde. Papst Paul V. bezeichnete von Metternich als ein »Muster eines Bischofs«, während eine Quelle des 19. Jahrhunderts schon fast schwärmerisch von Metternich berichtet: »Man rühmt die Anmuth und Schönheit seiner Person, die offene Stirne, die hohen, dunklen Augenbraunen, die mäßig erhabene Nase, die blühende Gesichtsfarbe, auch des stattlichen Mannes Tiefe in philosophischer Forschung und gründliche Erkenntniß der Rechtswissenschaft, weniger nicht seine Fähigkeit in der lateinischen, italienischen, französischen und flamändischen Sprache.«



Kupferstich
Kurfürst und Erzbischof
Lothar von Metternich
Datierung: 1625

Eine Mundart, wie ein Gedicht

Wohl niemand sonst kombiniert den kunstvollen Einsatz der Trierischen Sprache mit feinem, ortstypischen Wortwitz so gut wie Helmut Leiendecker. Das Studiwerk ist sehr dankbar, dass der regionale Sprachkünstler ein kleines Trierer Gedicht zum Martinskloster verfasst hat.

Übersetzung:

St. Martin kam dereinst aus Tours
- und das wird nicht bestritten -
mit seinem Pferdchen schnurstracks
nach Trier gerne geritten.
Dort macht er nicht nur Bettler froh,
nein, den Tetradius ebenso,
weil dessen Knecht, tief drinnen,
vom Teufel oft Besuch bekommt.

Da hat der Martin ihn vertrieben,
weil er den Teufel nicht leiden konnte.
Tetradius hat sich so gefreut,
und glaubt an Christus seit der Zeit.
Und ist - weil das war nicht verboten -
Der heiligen Kirche beigetreten.

Er gab dem Martin ein Stück Land,
ganz in der Nähe vom Moselstrand
und weil dem Trier gut gefällt
hat er eine Kirche daraufgestellt

Dann aus der Kirche wächst nach und nach
Das Martinskloster in die Höhe,
wo dann - nach langem hin und her,
Studenten wohnen - und das gerne.

Sankt Martin guckt von oben zu
und denkt: „Ich hoffe bei mir,
die Studis machen es ebenso,
dem Teufel böß, dem Bettler froh.

Sankt Martin kaom dereinst aus Tours
on dat gett net bestritten,
met seinem Pärdechie „stracks de schnurstracks“,
nao Trier gaär geritten.

Dao nicht hään net nur Bettler froh,
naa. Dään Tetradius ebenso,
weil däämm sei Knecht, tief jinnen dinn,
vom Teiwel oft besoch duvt bekommt.

Dao hat dää Martin dään vertrieben,
weil dää die Teiwel net duvt lieuen,
Tetradius bst sich gefreut
o glaecht an Christus seit däär Zeit
on es, weil dat waer net verbooden,
däär heiligen Kirche beigetroden.

Hä gaaf dääm Martin e Stück Land,
ganz in dää Näh vom Moselstrand
o weil dääm Trier gut gefällt,
hat hään en Kirch daodobb gestellt.

Dann aus däär Kirch wächst pö ä pö
et Martinsklöster in de Höh,
Wo dann, nao langem hin on her,
Studenten wohnen, on dat gaär.

Sankt Martin kuckt von oben zu
on denkt: „Ich hoffe bei mir su,
die Studis maachend ebenso!
däämm Teiwel böß, oä Bettler froh.

HELMUT LEIENDECKER
6.02. 2019

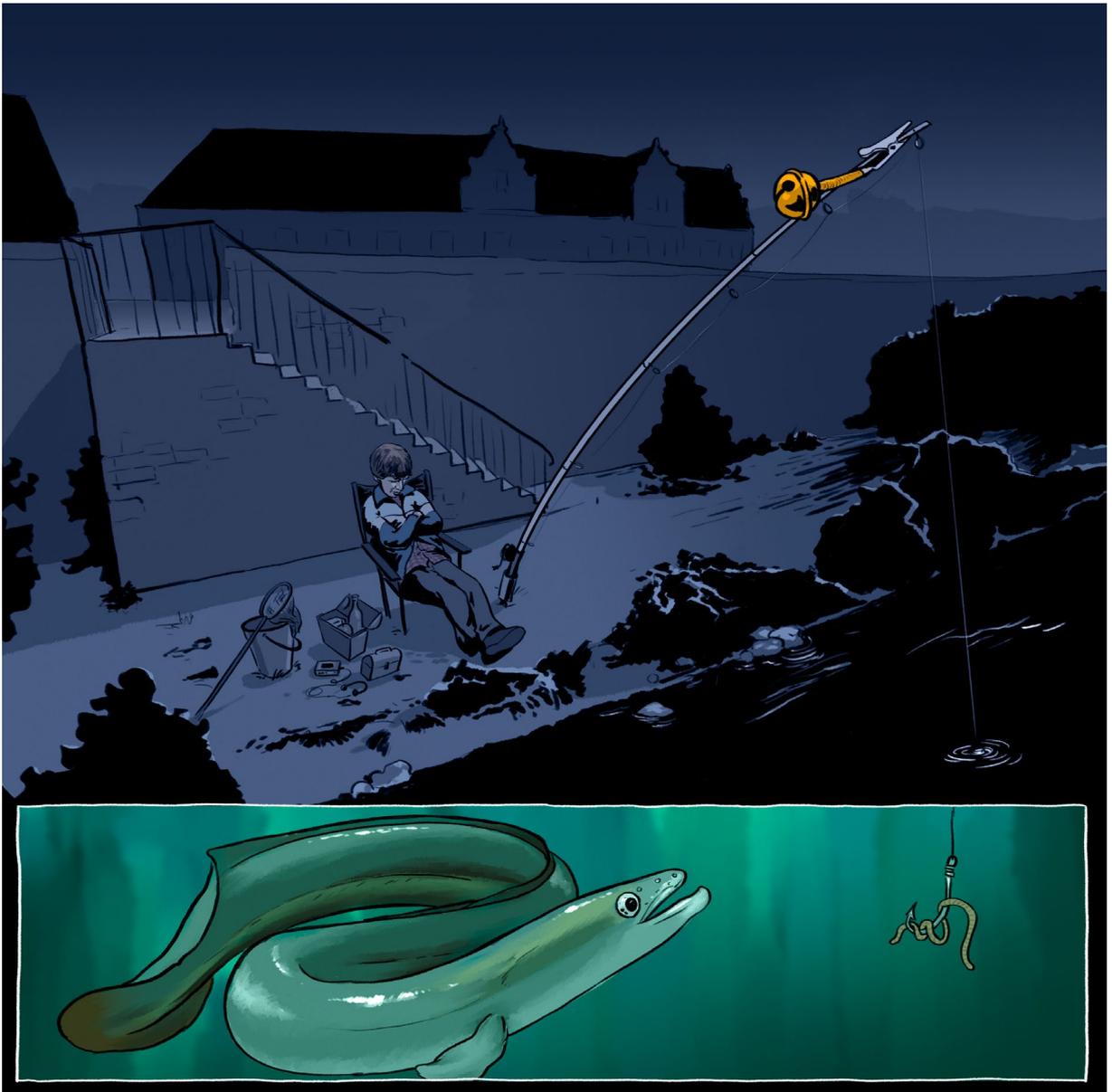


Leiendecker-Sankt-Martin-Gedicht
Datierung: 2021

Wenn der Aal nachts zweimal klingelt



Da der Aal (*Anguilla anguilla*) ein nachtaktiver Fisch ist, standen Anglerinnen und Angler seit jeher vor der Frage, wie sie die nächtliche Bisserkennung im Dunkeln am besten bewerkstelligen können. Wobei Aal-jägerInnen regelmäßig nicht viel Zeit bleibt einen am Haken hängenden Aal schnell und kompromisslos an Land zu bugsieren, denn zögerliches Handeln bestraft der schlangenförmige Fisch regelmäßig mit einer derart festen Umwindung irgendeines Unterwassergegenstandes, dass er in diesen Fällen fast immer als Sieger vom Platz geht, bzw. unter Wasser verbleibt. Wobei die Alarmierung über ein Aalglöckchen (das hier ausgestellt wurde Mitte der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts beim Schreib- und Angelbedarfsladen Huwer in Ruwer erworben), das mittels einer sehr schwingungsanfälligen Federwicklung mit der Rutenspitze verbunden ist, sehr früh und sicher den Aal-Köder-Kontakt signalisiert... und so die Erfolgchancen des angelnden Menschen erhöht. Neben der Angelei wurde den ebenso wohlschmeckenden wie fettreichen Aalen auch bereits seit der vorindustriellen Zeit sehr erfolgreich mit der Netzfischerei mittels Reusen nachgestellt. Es spricht daher einiges dafür, dass die Mönche des Martinsklosters die Gunst des Aal-adäquaten Flussabschnitts der Mosel im Stillwasserarm vor der Pferdeinsel vis-a-vis des Klosters für die Aalfischerei genutzt und den Wanderfisch regelmäßig in ihrer Klosterküche verwendet haben – und wohl nicht nur aus Gründen der Haltbarkeit gerne auch in der geräucherten Version, die von FeinschmeckerInnen aller Zeiten besonders geschätzt wurde und wird. Lese-Empfehlung: Das Evangelium der Aale, Patrik Svensson, Carl Hanser Verlag, München, 2021



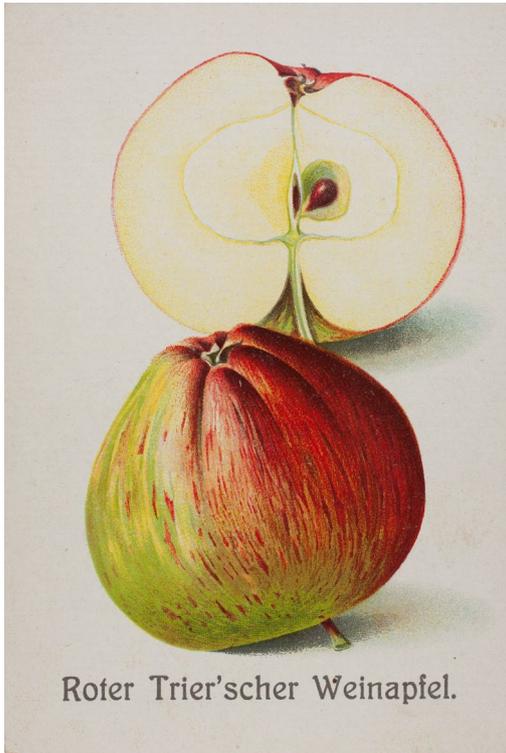
Hoppe, hoppe Reiter

Heute oftmals als Sammlerstücke behandelt, waren Zinnfiguren schon immer sowohl ein Zeugnis menschlicher Handwerkskunst als auch geschichtliches Anschauungsmaterial. Viele große Schlachten konnten auf einfachstem Wege mittels Zinnfiguren dargestellt oder spielerisch nachvollzogen werden. Jedoch sind sie – wie man vielleicht vermuten würde – nicht nur als Spielzeug gedacht, sondern waren und sind bis heute beliebte Sammlerstücke. Es gibt ganze Museen, die einzig und allein den Zinnfiguren gewidmet sind, denn die Geschichte der Zinnfiguren lässt sich bis weit in die Vergangenheit zurückverfolgen. Als ein »deutsches« Spielzeug fand der Zinnsoldat häufig Erwähnung in der heimischen Literatur und Lyrik, so etwa in einem Gedicht von Goethe. Doch auch im Ausland fand der Zinnsoldat Anerkennung. So wird er beispielsweise in zwei Märchen von Hans Christian Andersen thematisiert. Spätestens im 19. Jahrhundert wurden stetig neue Serien von Zinnsoldaten von verschiedenen Herstellern in ganz Deutschland produziert und sogar bereits vor 1850 in die USA exportiert. Es ist daher wenig verwunderlich, dass auch in Trier solche Zinnsoldaten erschienen sind. Das gezeigte Exemplar stellt einen Ritter zu Pferde dar. Er trägt die Flagge des Kurfürstentums Trier. Die filigrane Ausarbeitung des Metalls und die kräftigen Farben verleihen der Figur, trotz ihrer nur geringen Größe, einen Reichtum im Detail – und uns einen guten Einblick, wie die Ritter dieser Zeit in kurfürstlichen Diensten ausgesehen haben mögen.



Zinnfigur
Ritter zu Pferde
Datierung: 19. Jh.

Viezseeligkeit



Roter Trier'scher Weinapfel.

Die Trierer Region ist bekannt für ihren herben Apfelwein, den Viez. Die Entwicklung der Wildobstarten des Apfels begann bereits vor 65 bis 70 Millionen Jahren in den Gebirgstälern Südostasiens. Durch unendlich viele Kreuzungen und natürliche Auslese verbesserte sich die Wildform stetig. Gezielte Selektion und Vermehrung fand im Perserreich (6. Jh. v. Chr.) statt und wurde erst von den Griechen, dann von den Römern bis zur Kunst der Veredelung weiterentwickelt. So kam mit den Römern auch der Apfel in den Norden und damit an die Mosel. Unter Karl dem Großen wurde in der »Capitulare de Villis« um 800 eine Landgüterverordnung veröffentlicht, in der u. a. der Anbau von Äpfeln mit ersten Sortennamen empfohlen wurde.

In den Klostergärten des Mittelalters wurden Apfelbäume weiter kultiviert und ihre Selektion und Vermehrung vorangetrieben. Das Wissen um Anbau und Verarbeitung der Früchte wurde weitergetragen, so dass viele standortangepasste Apfelsorten entstanden sind.

Der rote Trierer Weinapfel ist 1872 zum ersten Mal beschrieben und unter den Namen »Roter Trierer«, »Roter Holzapfel« oder »Trankapfel« gelistet. Er zeichnet sich durch eine hohe Ertragsfähigkeit aus und wird als Haushalts- und Wirtschaftsapfel verwendet. Die Ernte ist möglichst spät im Jahr. Der Apfel kann bis in den Dezember am Baum hängen und ist bis April lagerfähig. Durch eine späte Blüte ist eine hohe Ertragsicherheit gegeben. Durch seinen säuerlichen, leicht herben Geschmack und die späte Pflückreife ist der Trierer Weinapfel eine gern gepflanzte Kultursorte in der Region zur Herstellung des moselfränkischen Apfelweins, der seine Bezeichnung "Viez" vom lateinischen Wort "vice" für "der Zweite" (Wein) ableitet.



Du bist beslozen | in mînem herzen

Unscheinbar, klein und rostig – so liegt er da, der Schlüssel ohne Schloss. Welche Tür oder welche Truhe er wohl verschlossen, welches Geheimnis er wohl gehütet hat?

Der Schlüssel hat hohe Symbolkraft. Petrus etwa, der Stadtpatron Triers, hat als wichtigstes Attribut einen Schlüssel, um seinen Zugang zum Himmel zu verdeutlichen. Der Schlüssel ist aber auch ein Zeichen des Wissens, der Aufgeschlossenheit, der Vormundschaft und der Herrschaft. So führen viele Städte Schlüssel in ihren Wappen.

In erster Linie ist der Schlüssel allerdings ein Alltagsgegenstand zur Sicherung von Haus und Hof. Er öffnet und verschließt nicht nur Türen und Tore, sondern er dient auch zum Wegsperrn von Dokumenten und Wertgegenständen in Kästen und Truhen. Im Mittelalter wurde nur etwas von hohem Wert mit Schloss und Schlüssel geschützt.

Durch Korrosion stark in Mitleidenschaft gezogen, hat der gezeigte Schlüssel eine runde Reite, einen kurzen Halm und einen aufwendigen Bart. Dekorationen sind keine zu erkennen. Für welche Art von Schloss er angefertigt wurde, ist ebenfalls nicht mehr ersichtlich. So bewahrt der kleine Schlüssel auch heute noch ein Geheimnis.



Ein leerer Bauch studiert nicht gern



Als Freitisch wird eine Mahlzeit bezeichnet, die ein Studierender in der Mensa kostenlos zu sich nehmen kann. Das Studierendenwerk Trier gewährt bis heute bedürftigen Studierenden, die unverschuldet in Finanznot geraten sind, auf Antrag Freitische. In den Freitischordnungen von 1970 wie 1991 steht dazu: »Ausschlaggebend für die Vergabe eines Freitischs ist nur die soziale Lage eines Antragstellers.« Heute elektronisch an den Mensakassen abgerechnet, dienten seit den frühen 1990er Jahren diese kleinen münzförmigen Marken als Zeichen der Berechtigung, einen Freitisch zu erhalten. Sie wurden statt Geld an den Kassen abgegeben. Die Marken wurden 2007 abgeschafft, da Studierende beim Bezahlen mit der Marke als bedürftig erkannt werden konnten und die damaligen Mifare-Chips der Studierendenausweise eine unauffällige Abrechnung erlaubten.

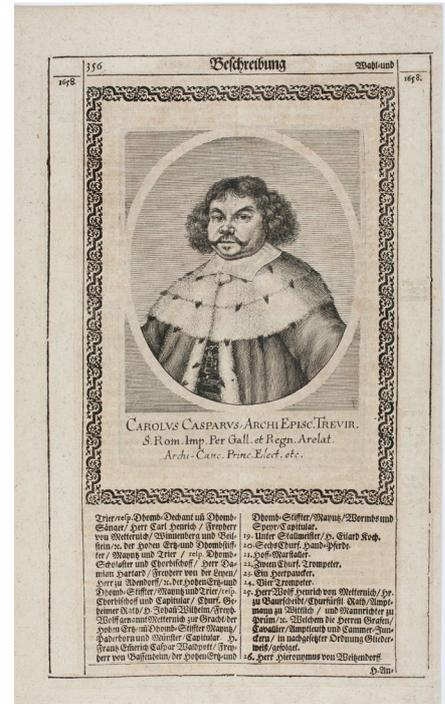


Der Klasse Kaspar

Schon bevor er im September 1652 im Beisein des Abts von St. Martin zum Bischof geweiht worden war, hatte Karl Kaspar von der Leyen (1618-1676) die Nachfolge seines Rivalen Philipp Christoph von Söterns (1597-1652) als Erzbischof und Kurfürst von Trier angetreten. Diesem hatte er bereits in den Jahren zuvor öffentlich die Stirn geboten, als er sich mit dem Trierer Domkapitel, das sich aus Vertretern der einflussreichen Adelsfamilien des Stifts zusammensetzte, zu denen auch von der Leyen zählte, sowie mit den Landständen gegen Sötern zusammenschloss und ihn praktisch handlungsunfähig machte.

Mit dem Tod Söterns endeten für Trier wechselvolle Zeiten. Nach 1645 hatte er das gegen ihn opponierende Domkapitel teilweise durch ihn unterstützende französische Truppen nach Köln vertrieben. Doch wurden die Franzosen von Truppen des Domkapitels zurückgedrängt und Trier zurückerobert. 1650 stimmte Sötern schließlich der Einsetzung eines sogenannten Koadjutors, der für ihn die Amtsgeschäfte führen sollte, zu. Dieses Amt übernahm sein Gegner Karl Kaspar von der Leyen, so dass Sötern quasi entmachtet war.

Nach seiner Wahl zum Nachfolger Söterns versprach von der Leyen eine deutlich von der seines Vorgängers abgegrenzte Politik, schwor Treue gegenüber Kaiser und Reich und gewährte dem Domkapitel, aus dessen Reihen er ja stammte, beträchtliche Mitregierungsbefugnisse. Doch blieb seine politische Lage nicht weniger misslich. Trier bekam die Folgen des Dreißigjährigen Krieges noch über Jahrzehnte zu spüren, vor allem durch französische Armeen, die die Bischofsstadt bei verschiedenen Feldzügen einnahmen, plünderten und verwüsteten. Die Folgen waren verheerend. Nach von der Leyens eigenen Angaben hatte das Bistum nach dem Abzug der Franzosen einen Verlust von mehr als 300.000 Einwohnern zu beklagen, die entweder geflüchtet oder in den Kriegswirren ums Leben gekommen waren.



Kupferstich Karl Kaspar v. d. Leyen
 Datierung: 1650

Bitte freimachen



50 Postwertzeichen bildeten in den 1970er Jahren einen sogenannten Briefmarkenbogen. Ein solcher mit dem Namen „Rotbuche Blatt und Frucht“ wurde am 11. Oktober 1979 ausgegeben. Der Nürnberger Grafiker Heinz Schillinger (1929-2008), der insgesamt fast 400 Wettbewerbe der Deutschen Bundespost und später des Bundesministeriums für Finanzen gewann und dessen Briefmarke mit dem Limburger Dom 1989 vom Weltpostverein zur »schönsten Briefmarke der Welt« gekürt wurde, hatte die Briefmarke entworfen. Es handelt sich dabei um Wohlfahrtsmarken, eine spezielle Art von Zuschlagmarken, die seit 1949 in Deutschland erscheinen. Neben dem reinen Portobetrag wird dabei ein Zuschlag erhoben, der für wohlthätige Zwecke gedacht ist. Hier sind es 40+20 Pfennig.

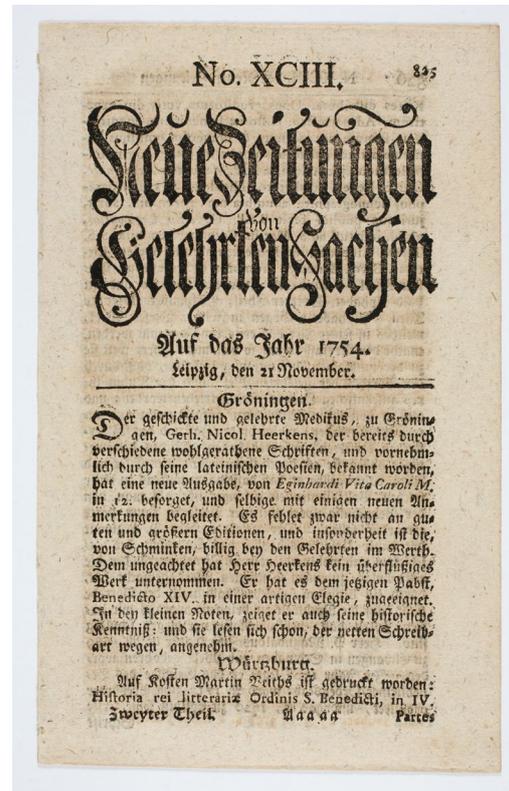
Die Rotbuchen-Briefmarke war bis 2002, dem Jahr der Einführung des Euro, gültig. Im Innenhof des Studentenwohnheims befindet sich eine im günstigsten Fall bereits vor 300 Jahren als Pfröpfung kultivierte Blutbuche – auch Purpurbuche genannt. Sie ist eine Mutation der weitverbreiteten Rotbuche und gehört ebenfalls der Art »Fagus sylvatica« an. Während sich der Namensteil »Rot« bei letzterer auf die Färbung des Holzes bezieht, weist die Blutbuche als Besonderheit eine Rotfärbung ihrer Blätter auf, die auf das Fehlen eines Enzyms zurückzuführen ist, wodurch die Epidermis der Blätter nicht mehr durchsichtig, sondern rötlich gefärbt erscheint und das Blattgrün im Innern nicht mehr sichtbar ist. Blutbuchen verlieren im Lauf der Vegetationsperiode ihre rote Farbe. Sie »vergrünen« allmählich und sind dem Auge des flüchtigen Betrachters im Herbst kaum noch als solche zu erkennen.



Lesenswertes von den Benediktinern

Im Jahr 1715 wurde das wissenschaftliche Journal »Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen« in Leipzig gegründet. Der Initiator war Johann Gottlieb Krause (1648-1736). Er veröffentlichte darin wöchentlich Rezensionen zu den neuesten wissenschaftlichen Publikationen. Der potenzielle Leser sollte durch das Journal einen guten Überblick der aktuellen Wissenschaftsliteratur erhalten.

Die Ausgabe vom 21. November 1754 enthält die Rezension eines Werks, das von Benediktinermönchen verfasst wurde: »Historia rei litterariae Ordinis S. Benedicti, in IV. Partes distributa«. Es dokumentiert die Geschichte des Benediktinerordens im Sinne des zunehmend historischen Interesses, das gerade im 18. Jahrhundert der Entwicklung der verschiedenen christlichen Institutionen entgegengebracht wurde. Besonders interessant war für den Leser sicherlich, über die Widerstände zu lesen, die aus dem Orden selbst diesem Werk entgegengebracht wurden: »Dieses Werk«, so steht es in der Besprechung, »welches in seiner Art das erste kann genannt werden, macht den Verfassern um so [!] viel mehr Ehre, weil sie zu der mühsamen Ausfertigung desselben, bloß durch den Vortheil der gelehrten Welt, und den Ruhm ihres ansehnlichen Ordens, sind getrieben worden; und anstatt von ihren Mitbrüdern aufgemuntert und unterstützt zu werden, vielmehr den Haß und das Widerstreben derselben, erfahren haben.« Wer diese Bewertung las, dürfte neugierig auf das Thema geworden sein, das »Haß und [...] Widerstreben« hervorrief, und in Folge nicht abgeneigt gewesen sein, das Opus der fleißigen Benediktiner mit Interesse zu lesen.



Münzgeschichten

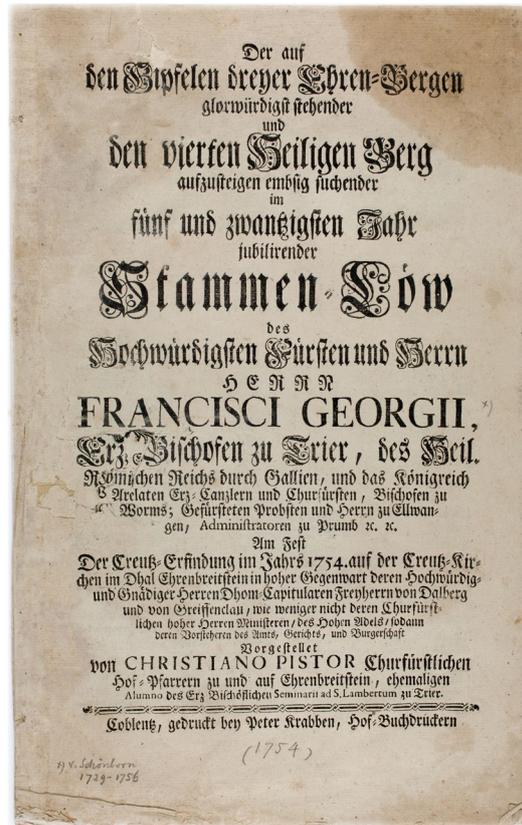
Die Herrschaft des Flavius Valerius Constantinus, besser bekannt als Konstantin der Große, war vor allem folgenreich aufgrund der von ihm eingeleiteten, sog. »konstantinischen Wende«, mit der der Aufstieg des Christentums zur wichtigsten Religion im Imperium Romanum begann. Als Zeugen für den Wandel der religiösen Anschauungen Konstantins existieren noch heute die Münzen, die seinerzeit geprägt wurden. Den vier Kaisern der vorhergehenden diokletianischen Tetrarchie (Vierherrschaft) entsprachen vier (Halb)Gottheiten, denen sie auf ihren Münzen huldigten: Diokletian dem Jupiter, Maximian dem Herkules, Galerius der »unbesiegbaren Sonne«, Konstantins Vater Constantius dem Mars. Nach dessen Tod folgte ihm sein Sohn zunächst darin. Ein beliebtes Thema der frühesten Münzen Konstantins war »Mars Pater Propugnator« (MARTI PATRI PROPUGNATORI: Mars als Vater und Vorkämpfer des Nobilissimus Caesar Constantin), meist behelmt dargestellt, mit Rundschild und Lanze. Später wählte Konstantin Apollo in Gestalt des »Sol invictus« (unbesiegbarer Sonnengott) zu seinem göttlichen Beschützer. Er fand noch bis in die christliche Zeit hinein Platz auf seinen Münzen. Bereits 315 war auf Silbermedaillons das erste, für die Zeitgenossen freilich nicht unbedingt christlich zu interpretierende Zeichen des Christentums aufgetaucht: das Chi-Rho (X-P). Unsere drei Münzen tragen auf der Vorderseite (Avers) allesamt ein Brustbild des Kaisers, Auf den Münzen B und C ist zudem eine Strahlenkrone zu sehen. Bemerkenswert ist die Rückseite (Revers) von Münze A. Zwei Soldaten flankieren hier eine Standarte, auf der das Christogramm Chi-Rho abgebildet ist: eine sogenannte Gloria-Exercitus-Darstellung. Was auf den Münzen B und C dort zu sehen war, können wir nicht sicher sagen, allerdings ist eine Sol-Invictus-, Victoria- oder Mars-Darstellung auf dem Revers von Münze C am wahrscheinlichsten.



Löwenstark

Nicht weniger als neunzehn Zeilen voller Anpreisungen und Ehrentitel sind es, in denen Franz Georg Reichsgraf von Schönborn (1682-1756), ab 1729 Erzbischof und Kurfürst von Trier, verherrlicht wird. Sie stehen auf dem Titelblatt der bei der Koblenzer Hofbuchdruckerei von Peter Krabben publizierten Predigt Christian Pistor, des Hofpfarrers auf der Festung Ehrenbreitstein bei Koblenz. Gehalten am »Fest der Creutz-Erfindung [i.e. Kreuzauffindung] im Jahrs [!] 1754. auf der Creutz-Kirchen im Dhal [!] Ehrenbreitstein«, preist die Predigt auf dreizehn Druckseiten unter der Tageslosung »Ecce quasi Leo ascendet« (Siehe, er wird wie ein Löw heraufkommen), [Jeremia 50, 44] den Kurfürsten zum 25. Jubiläum seiner Wahl zum Erzbischof als besagten »Löw« und feiert ihn in vielfältiger Weise als »gnädigsten Lands-Vatter«.

In seinem Denken der Aufklärung gegenüber durchaus aufgeschlossen, setzte sich Franz Georg von Schönborn für eine Ausweitung der Volksbildung ein und versuchte ebenfalls, die alte Universität in Trier zu reformieren, deren Alumni sein Hofprediger in Ehrenbreitstein, Christoph Pistor, war.



Predigt auf Franz
Georg von Schönborn,
Erzbischof von Trier
Datierung: 1754

Starke Männer mit kleinen Glöckchen



Die Wikinger sind heute vor allem für ihre Raubzüge bekannt, von denen in den Jahren 881/882 auch die Einzugsgebiete von Rhein und Mosel betroffen waren. Städte und Klöster wie Köln, Aachen oder Prüm fielen ihnen zum Opfer. Auch Trier wurde überfallen. Die hiesige Martinskirche, die zu diesem Zeitpunkt bereits auf eine ca. 500 Jahre lange Geschichte zurückblicken konnte, war 882 auf Grund ihrer Lage außerhalb der Stadtmauern ein leichtes Ziel und wurde vollständig geplündert und zerstört. Alle bis zu diesem Zeitpunkt dort gelagerten schriftlichen Quellen gingen verloren.

Auch aus Skandinavien vor dem 12. Jahrhundert existieren kaum schriftliche Quellen, außer in Form von Runen oder Münzlegenden. Lediglich einige die Wikinger betreffende Dokumente sind aus England, Frankreich oder Deutschland erhalten, aber nicht unbedingt zuverlässig, da sie nur eine Außenansicht des Volkes geben und nicht ihre internen Vorstellungen und Vorgänge repräsentieren können. Was jedoch bekannt ist, sind eine komplexe, hierarchisch organisierte Gesellschaftsordnung, ein florierender Handel sowie die Mythen und Götterdichtungen der Edda. Auch für ihr mannigfaltiges Kunsthandwerk, das sich durch detaillierte Flechtwerkornamentik, pflanzlichen Dekor, sowie Tier- oder Mythendarstellungen auszeichnet, sind die Wikinger bis heute bekannt. Glöckchen wie das gezeigte trugen die Wikingerkrieger vielfach angenäht an ihre Kleidung. Ob sie eine apotropäische Funktion hatten, also der Abwehr böser Geister dienten, ist bis heute nicht eindeutig geklärt.



Bronzeglöckchen
Datierung: Mittelalter



Studierendenwerk Trier
Anstalt des öffentlichen Rechts
Universitätsring 12a, 54296 Trier
www.studiwerk.de